

Deutsche
Gesellschaft für
Zeitpolitik

DGfZP

Zeitpolitisches Magazin

DEZEMBER 2025, JAHRGANG 22, AUSGABE 47

Universalismus in der Zeitpolitik?

Aus dem Inhalt:

Wie Japan tickt
Zeitkonzepte quer durch die Kulturen
Wie wollen wir leben - polychron oder monochron?
Eine Landkarte der Zeit
Die Nöte junger Chinesen
Wenn ein starker Staat Videospelzeiten reguliert
Ein Recht auf Zeit - überall!

In dieser Ausgabe

Universalismus in der Zeitpolitik?

<i>Susanne Schroeder</i> Editorial	1
<i>Karin Jurczyk</i> Zeiterfahrungen und Zeitpolitik in Japan	3
<i>Christoph Antweiler</i> Zeitkonzepte quer durch die Kulturen	7
<i>Alois Moosmüller</i> E. T. Halls Theorie...	11
<i>Susanne Schroeder</i> Noch einmal gelesen...	14
<i>Biao Xiang</i> Schrittgebundenes Leben	18
<i>Lukas N. Eggert</i> Beschränkte Eigenzeit	22
<i>Nadia Garcia/Marta Junqué</i> Es ist an der Zeit...	26

Aus der DGfZP

<i>Jürgen Klunker</i> Bericht Jahrestagung DGfZP 2025	30
<i>Karin Jurczyk</i> Bericht: Das Dritte Optionszeitenlabor	32

Veranstaltungen und Projekte

Neue Literatur

Impressum

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Motivation für diese Ausgabe des Zeitpolitischen Magazins entstand aus einer Irritation während einer Tagung in Tokio. Das Publikum begegnete der Idee eines Zeitoptionsmodells mit Befremden. Wie kann das sein? Wünschen sich nicht alle Menschen weltweit mehr Zeit, um ihr Leben angemessen zu gestalten? Ist die Forderung nach Zeitsouveränität nicht sogar auf der Ebene eines Menschenrechts anzusiedeln? Oder handelt es sich bei beiden Konzepten lediglich um „westliche“ Ideen?

Ein genauerer Blick zeigt: Überträgt man die Forderung nach Menschenrechten auf die Frage, ob Zeitphänomene wie Zeitstress universell sind, ergibt sich ein komplexes Bild. Neuere Diskurse argumentieren, dass die Vorstellung, Menschenrechte seien ein genuin „westliches“ Konzept, auf Macht- und Diskurskonstellationen beruht. Ähnlich verhält es sich mit Zeitstress: Oft wird angenommen, er sei ein modernes, westliches Phänomen, das erst mit Industrialisierung, Beschleunigung und neoliberalen Effizienzidealen entstanden sei. Doch diese Sichtweise greift zu kurz, da sie die Vielfalt historischer und kultureller Zeitordnungen außer Acht lässt. Schon vormoderne Gesellschaften kannten Formen von Zeitdruck – sei es durch religiöse Kalender, Erntezyklen oder militärische Verpflichtungen. Auch dort mussten Menschen mit knappen Zeitfenstern und Dringlichkeiten umgehen, wenn auch nicht in der Dauerhaftigkeit und Allpräsenz wie heute. Ist es also nicht vielmehr so, dass zeitliche Universalität nicht in einer einheitlichen Form, sondern darin besteht, dass Menschen überall mit zeitlichen Begrenzungen konfrontiert sind?

Menschenrechte sind politisch und ideologisch geprägt. Überträgt man dies auf Zeitstress, wird deutlich: Zeitdruck ist kein rein individuelles Gefühl, sondern ein Produkt gesellschaftlicher und ökonomischer Strukturen. Arbeitszeitgesetze, Produktionsrhythmen oder digitale Kommunikationsformen bestimmen, wie Menschen Zeit erleben. Zeitstress ist somit Ausdruck von Machtverhältnissen und institutionellen Arrangements, die bestimmte Zeitordnungen privilegieren. Aus postkolonialer Perspektive gilt es, westliche Normen wie „time is money“ nicht als universellen Maßstab zu setzen, sondern zu fragen, welche Konzepte von Zeit und Dringlichkeit in anderen Kulturen existieren. In zyklischen oder relationalen Zeitvorstellungen kann Stress anders erlebt werden, ohne dass die Erfahrung von Dringlichkeit verschwindet.

Wenn universelle Ansprüche immer in spezifischen kulturellen Formen ausgedrückt werden, bedeutet das für Zeitphänomene: Zeitstress ist universell im Sinne der Erfahrung von Druck und Begrenzung, aber partikular in seiner kulturellen Ausprägung. Jede Gesellschaft entwickelt eigene Ausdrucksweisen, Intensitäten und Bedeutungen, die von ökonomischen, sozialen und historischen Bedingungen geprägt sind. Die Quintessenz könnte lauten: Zeitstress ist kein exklusiv modernes oder westliches Phänomen, sondern Teil einer globalen Vielfalt mensch-

licher Zeitordnungen, deren Universalität gerade in ihrer Unterschiedlichkeit liegt.

Im Heft werden diese Überlegungen aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet:

Karin Jurczyk schildert in ihrem Beitrag *Zeiterfahrungen und Zeitpolitik in Japan – Eindrücke einer zu kurzen Reise* subjektive Eindrücke einer vierwöchigen Japanreise. Sie beschreibt, wie sich Tempo, Pünktlichkeit und Höflichkeit im öffentlichen Raum mit Ruhe und Effizienz verbinden, während gleichzeitig gesellschaftliche Phänomene wie Überalterung, niedrige Geburtenrate und Vereinsamung etablierte Strukturen und Verhaltensmuster herausfordern. Im Fokus steht die Frage, ob westliche Konzepte von Zeitpolitik, insbesondere individuelle Zeitsouveränität, auf Japan übertragbar sind – denn dort stehen Konformität und das Funktionieren der Gruppe im Vordergrund, während Individualität bislang weniger als gesellschaftlicher Wert gilt.

Christoph Antweiler erläutert unter der Überschrift *Zeitkonzepte quer durch die Kulturen – Universale Muster in der Vielfalt*, wie Zeitkonzepte in verschiedenen Kulturen variieren und zwischen linearen sowie zyklischen Vorstellungen schwanken. Anhand ethnologischer Forschung und Fallbeispielen wie den Hopi diskutiert er, dass trotz kultureller Unterschiede universale Muster wie die Einteilung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft existieren. Er schließt mit der Erkenntnis, dass moderne Herausforderungen wie der Umweltwandel eine neue, zukunftsorientierte Zeitpolitik erfordern.

Alois Moosmüller hat sich erneut mit *E. T. Halls Theorie polychroner und monochroner Zeit* beschäftigt. Der Text beschreibt, wie Edward T. Hall durch seine Erfahrungen mit den Navajo und Hopi die Theorie der polychronen und monochronen Zeit entwickelte, wobei Zeit als kulturelles Konzept verstanden wird. In polychronen Kulturen stehen soziale Bedürfnisse und Flexibilität im Vordergrund, während in monochronen Kulturen Zeitpläne und Effizienz dominieren. Hall kritisierte die Einschränkungen der monochronen Zeit und plädierte für mehr Bewusstsein für kulturelle Unterschiede. Interessant ist die unterschiedliche Rezeption dieser Theorie: Im globalen Norden eher kritisch, im globalen Süden hingegen identitätsstiftend und nützlich zur Abgrenzung gegenüber westlichen Kulturen.

Auch *Susanne Schroeder* widmet sich in ihrem Text einem alten Bekannten. In *Noch einmal gelesen: Eine Landkarte der Zeit* stellt sie dar, wie Robert Levine die subjektive Prägung von Zeit durch lokale Werte und gesellschaftliche Normen weltweit erforscht hat. Dabei arbeitete er mit drei Zeitkonzepten (Uhrzeit, Naturzeit, Ereigniszeit) sowie fünf

von ihm als zentral erachteten Einflussfaktoren (Industrialisierung, Klima, Bevölkerungsdichte, Wohlstand, kulturelle Werte), die das Lebenstempo verschiedener Gesellschaften bestimmen. Der Text befragt kritisch postkoloniale Perspektiven und mahnt zur Sensibilität gegenüber kulturellen Stereotypen und Machtstrukturen in der Zeitforschung.

Biao Xiang schildert in seinem Beitrag *Schrittgebundenes Leben: Warum geben junge chinesische Berufstätige ihr Recht auf Zeit auf und wie können sie es zurückgewinnen?*, wie viele junge chinesische Berufstätige einen extrem durchgetakteten Alltag erleben, in dem ihr Recht auf freie Zeit stark eingeschränkt ist. Dies geht auf gesellschaftliche Erwartungen und einen intensiven, vertikal organisierten Wettbewerb zurück. Das sogenannte „schrittgebundene Leben“ beschreibt die Angst, durch das Verpassen eines Karriereschritts dauerhaft Aufstiegschancen zu verlieren. Während einige durch einen bewussten Ausstieg versuchen, mehr Kontrolle über ihre Zeit zu gewinnen, bleibt dies für die meisten schwierig, da gesellschaftlicher und familiärer Druck sowie die Verinnerlichung des Wettbewerbs dominieren.

Lukas N. Eggert führt uns in seinen Schilderungen von *Beschränkter Eigenzeit: Zeitpolitik, Videospiele und Stress in China* ebenfalls in diese Region. Er analysiert, wie der chinesische Staat durch strikte Regulierung von Online-Spielzeiten insbesondere bei Jugendlichen deren selbstbestimmte Freizeit („Eigenzeit“) massiv einschränkt und in staatlich kontrollierte „Sozialzeit“ überführt. Maßnahmen wie zeitliche Begrenzungen, technische Kontrollmechanismen und mediale Stigmatisierung führen laut Eggert nicht zu weniger Stress oder weniger Spielsucht, sondern verstärken paradoxerweise das Stresserleben und fördern subversive Umgehungsstrategien der Jugendlichen. Insgesamt wird deutlich, dass Onlinespiele in China zum Schauplatz eines chronopolitischen Konflikts werden, bei dem Eigenzeit und Autonomie gegen staatliche Kontrolle und Produktivitätslogik stehen. Hierzu liest sich der Artikel *Es ist an der Zeit, das Recht auf Zeit in Deutschland und weltweit zu verankern* von *Nadia Garcia und Marta Junqué* besonders interessant.

Außerdem bietet das Heft ausführliche Rezensionen aktueller Neuerscheinungen sowie eine umfangreiche Berichterstattung über Tagungen und Projekte. In dieser Ausgabe haben wir unter anderem zwei Texte aus dem Englischen übernommen. Die Originaltexte können als Einzeldatei abgerufen werden.

*Viel Freude beim Lesen
und eine fröhliche Weihnachtszeit wünscht
Susanne Schroeder*

KARIN JURCZYK

Zeiterfahrungen und Zeitpolitik in Japan

Eindrücke einer zu kurzen Reise

Dieser Bericht basiert auf Alltags-eindrücken während einer vierwöchigen Reise nach Japan im Herbst 2024 sowie auf einer Vortragserfahrung zu *Care, Gender und Zeitpolitik* an einer Tokyoter Universität, anschließenden Gesprächen mit Kolleginnen an den Universitäten Hiroshima, Kyoto und Osaka und einigen Nachrecherchen. Ich habe nur an der Oberfläche kratzen können beim Bemühen, diese fremde Gesellschaft zu verstehen, meine Eindrücke sind höchst subjektiv und ich bin mit mehr Fragen zurückgekommen, als ich losgefahren bin. Deshalb gilt auch für diesen Bericht der Hinweis von Kurt Levine:

„Wenn wir einen kulturellen Kontext nicht vollständig verstehen, missdeuten wir leicht die Motive der Menschen“ (siehe Schroeder in diesem Heft).

Ich beginne mit den Alltagsbeobachtungen von Zeit in Japan. Zunächst zum Tempo im öffentlichen Raum – vor allem dem städtischen Raum in Tokyo, Osaka, Kyoto, Okayama, Kobe und Hiroshima. Menschen bewegen sich schnell, zügig und stets zielgerichtet, es gibt keine Flaneure (zumindest werktags). Und dennoch: Gehetzt wird nicht, man ist nicht hektisch, nicht aggressiv. Niemand rempelt den anderen an, es gibt Hinweise auch in den vollen Shopping Malls, sich möglichst nicht zu berühren. An den Rolltreppen der großen Bahnhöfe stehen Hinweise, man möge sich auch auf der Rolltreppe nicht überholen, weder links noch rechts. In den Bahnhöfen liest man „don't rush“-Schilder, die dazu auffordern, sich genügend Zeit für alle Wege zu nehmen. Pünktlichkeit ist dabei ein sehr hoher Wert, nicht nur bei den Abfahrtszeiten der Züge, sondern auch im sozialen Miteinander. Dies führt tatsächlich dazu, dass man sich bereits vor der verabredeten Zeit am Treffpunkt einfindet. Ich wurde jedenfalls, auch wenn ich pünktlich war, stets schon empfangen! Es führt auch dazu, Wege- und Wartezeiten sehr großzügig zu planen, damit ja keine Hetze aufkommt – ein mir äußerst fremdes Verhalten, das ich in Deutschland eigentlich nur von wenigen, meist alten oder bewegungseingeschränkten

Menschen kenne. So war auch ich – wegen meiner japanischen Begleitung – ca. zwei Stunden vor Beginn meines Vortrags an der Uni. Durch all dies ist der Takt im öffentlichen Raum trotz Zügigkeit und Fülle ruhig und wenig stressig. Das zeigt sich auch an den überaus langen Warteschlangen etwa an Bushaltestellen, wo nicht nur niemand drängelt, sondern auch nach einem langen Arbeitstag die Menschen geduldig und ruhig hintereinander (und nicht nebeneinander, geschweige denn ungeordnet!) in langen Reihen warten, bis sie einsteigen dürfen. Unter anderem dieses höfliche, freundliche und disziplinierte Verhalten

machte den Aufenthalt in Japan so angenehm!

Damit komme ich, es geht nicht anders, zur Pünktlichkeit der Züge, ja auch der Busse auf dem Land. Sie fahren wirklich auf die Sekunde genau, und bereits ab zwei Minuten Verspätung gibt es eine offizielle Entschuldigung über Lautsprecher. Nur zwei Ausnahmen haben wir erlebt: Aufgrund eines Taifun-Ausläufers mit Starkregen und Überschwemmungen hatten sogar die Shinkansen-Züge 70 Minuten Verspätung. Der Takt war durcheinander, aber das wurde ganz ruhig hingenommen (Naturkatastrophe!), keine Aufregung, kein Gebrüll. Die Pünktlichkeit der Verkehrsmittel ist auch möglich durch die sehr sichtbare Verknüpfung der Zeit- mit der Raumdimension, begleitet von der Höflichkeit der Menschen. Auf den Bahnsteigen gibt es deutlich aufgezeichnete Spuren für den Aus- und Einstieg, an den Sicherheitsbarrieren der Shinkansen sind genau die Wagen- und Sitzplatznummern zu lesen. In die meisten Wagen darf man nur mit Sitzplatzreservierung einsteigen – aber die stimmt dann auch (von wegen „Achtung: geänderte Wagenreihung...“). Man positioniert sich zeitig und entsprechend präzise – und der Fahrplan kommt nicht aus dem Takt, man verliert keine Minute beim Ein- und Ausstieg. In den großen Start- und Endbahnhöfen sieht das dann so aus: Der Shinkansen fährt ein, Passagiere steigen aus – der Zug wird für max. 10 Minuten wieder geschlossen, damit das Putzpersonal, das schon

2024年度 連続講演会のお知らせ

No Society without Care – Ways out of the Care Crisis
～介護危機からの脱出法をドイツの例から考える～

<講演内容>
どの社会でもケアは基本にあります。不可避で過小評価されることが多く常に女性の問題とされてきました。近年の社会的な変化のなかでケアは危機に瀕しています。ドイツの専門家に、ケアワークの改革とケアのための時間政策に焦点を当てたお話を頂きます。

日時: 2024年10月25日 16時30分～18時 (16時受付開始)
場所: ラーニングコモンズ
対象: 文理学部、学生、教職員
使用言語: 英語・ドイツ語 (通訳あり)
申込み: 右 QRコードから
(10月24日までにお願いいたします)




講演者 Karin Jurczyk 氏
1988年 プレメン大学/博士(社会学)
ドイツ青少年研究所(DJI)家族・家族政策部副統括長、連邦政府「家族報告」審議員等を務める(2002～2019)。現在は時間政策学会理事、専門は家族政策、時間政策。"Doing Family"の概念を提唱し、「ケアとジェンダー」の研究を牽引する。(https://karinjurczyk.de)

主催: 人文総合研究ICTを活用した大学の国際教育交流の戦略的取り組みと
地域密着的な教授法に関する研究
共催: 文理院委員会
グローバル教育研究センター(GREC) 外国語教育部門
協力: 城西国際大学 大学院人文科学研究科女性学専攻
問合せ先: 社会福祉学科 橋本小織 (s.kamotawaka@gmail.com)
ドイツ文学科 シュミット・マリナ・ガブリエラ (schmidt.marina.gabriel@nihon-u.ac.jp)

wartend am Zug steht, durch den Zug geht und in Windeseile seine Arbeit erledigt. Erst dann darf wieder eingestiegen werden. Der Einstieg ist ebenerdig, ohne Treppenstufen. Falls eine Person mit Rollstuhl den Zug nutzen will, ist für die Assistenz bereits eine dafür zuständige Person exakt zur Stelle – wie durch Zauberhand geordert. Dass die Shinkansen sehr schnell fahren, über 300 kmh, muss ich nicht betonen – den schnellsten, den Nozomi, haben wir gar nicht benutzt, auch deshalb, weil man dann von der Landschaft nichts mehr sieht. Eine zweite Ausnahme bei der Pünktlichkeit ist zu erwähnen. Wir warteten in Kushi-moto am Süzipfel der Kii-Halbinsel auf den Bus, der uns zum Bahnhof bringen sollte. Ein kleiner Bus kam, leicht verspätet. Eine junge Frau in Wanderkleidung steigt ein, sie kennt sich offenbar nicht aus. Obgleich sie japanisch aussieht, nutzt sie einen Sprachcomputer, um ihre vielen Fragen zu stellen. In aller Ruhe und mit unbewegtem Gesicht bringt sie ihre Anliegen vor – obwohl sie schließlich wie wir auch nur die acht Minuten zum Bahnhof fährt. Der Busfahrer nimmt sich ihrer mit Ernst an und antwortet voller Geduld. Wir werden langsam nervös, weil wir den Zug nicht verpassen wollen. Aber es wäre absolut unhöflich und damit unmöglich, zu drängeln und auf unseren Zeitdruck zu verweisen. Das tut man nicht, man bleibt geduldig, ruhig und freundlich – eine solche Zurückhaltung wäre wohl undenkbar in Deutschland. In den städtischen Bussen steigt man immer in der Mitte ein und vorne aus – der Hintergrund: vorne beim Fahrer zeigt man erst beim Ausstieg die Fahrkarte oder zahlt. Dies funktioniert auch in sehr vollen Bussen. Niemand springt aus der Mitteltür wieder heraus, ohne zu zahlen, alle warten, bis auch der hinterste Fahrgast sich zum Fahrer nach vorne geschoben und gezahlt hat. Der auffällige Gegensatz der Zeiterfahrung beim Tempo ist die Gleichzeitigkeit von Ruhe und Geschwindigkeit, die friedlich nebeneinander existieren und zu großer Effektivität der Fortbewegung führen.

Und schließlich ein kurzer Blick auf die Öffnungszeiten: Erstaunlich ist selbst in den großen Städten, wie früh viele Geschäfte schließen und das Nachtleben endet. Bestimmt gibt es große Kaufhäuser, Restaurants und Pubs, die sehr lange offen haben. Aber der übliche Rhythmus ist anders. Insbesondere auf dem Land – etwa in Yamanakako in der Fuji-Region und auf der kleinen Insel Teshima – machen spätestens zwischen 18 und 19 Uhr die wenigen Kneipen zu. Alles wird dunkel, stockdunkel, die Dörfer wirken ohnehin verlassen. Wenn man nicht rechtzeitig irgendwo etwas gegessen hat, kann man jedoch auf die zahlreichen, bunt und vielfältig ausgestatteten Automaten zurückgreifen, in denen es auch heiße Suppe und Fertiggerichte gibt. Die Menschen stehen aber sehr früh auf,



Foto: Karin Jurezyk

es ist ein Land für Lerchen. Jenseits der großen Städte ließe sich viel erzählen über die – aufgrund des Geburtenrückgangs und der Landflucht der jungen Leute – immer leerer werdenden ländlichen Räume, die deprimierend wirken durch ihre Dorfstraßen mit herunter gelassenen Rollläden und leeren Häusern, den „shutter dori“. Die Verödung ländlicher Regionen verstärkt vermutlich das hier besonders langsame Lebenstempo. Ab und an sieht man alte Menschen (viele Frauen!), wie sie ihre kleinen Gärten bewirtschaften; sie wirken, gebückt arbeitend mit ihren großen Hüten, wie aus einer vergangenen Zeit. Welch krasser Gegensatz zu den vierstöckigen Gaming Halls in den großen Städten, in denen vorzugsweise junge Menschen (Männer!) in unglaublicher Geschwindigkeit und extremem Takt auf diverse Spielautomaten einschlagen, um Punkte zu sammeln – sinnlos, bis zur Erschöpfung.

Allein die Möglichkeit, die große Ruhe der Steingärten in harmonisch angelegten Tempelanlagen zu genießen und 10 Minuten später, quasi daneben, in eine der quirligen Shopping Malls einzutauchen, oder 1000 Jahre alte japanische Zedern zu bewundern und anschließend an kurzlebigen, wackeligen Hausbauten vorbeizugehen, ermöglicht äußerst gegensätzliche Zeiterfahrungen. Damit decken sich meine Eindrücke mit der Aussage von Kurt Levine, der in seiner „Landkarte der Zeit“ 1998 die „Widersprüchlichkeit Japans“ konstatiert (siehe Artikel Schroeder i. d. H.). Er äußert sich (selbst)kritisch zu vereinfachenden Kulturtypologien, die Homogenität unterstellen – dies umso mehr, als auch Japan eine Gesellschaft im Wandel sei.

Damit nun zu meinem Vortrag, in dem es u. a. um *Zeitpolitik* ging, im Publikum saßen junge Studierende (zur Hälfte aus China!) und eine Anzahl von Professor:innen. Großspurig

formuliert: Ich wollte die Zeitpolitik nach Japan bringen. Das ist wohl gründlich schief gegangen. Aber: Ich habe viel gelernt. Vor allem bin ich mit der auch für die DGfZP zentralen Frage zurückgekommen, ob unsere deutschen bzw. westeuropäischen Ideen von Zeitpolitik universell und für andere Teile der Welt überhaupt relevant sind. Es ist zeitsoziologischer Common Sense, dass Zeit keine universelle, objektive Größe ist, sondern sozio-kulturell geprägt und subjektiv erlebt wird. Aber gilt eine solche Kontextualisierung nicht ebenso sehr für Zeitpolitik?

Das Thema Zeitpolitik war im Vortragstitel etwas verborgen. Er lautete „No Society without Care – Ways Out of the Care Crisis“ – vorgeschlagen habe ich die Zeitpolitik als einen der Lösungswege aus der Care-Krise und dies am Beispiel des Optionszeitenmodells (siehe Bericht Jurczyk in diesem Heft) konkretisiert. Mit guten Gründen bin ich davon ausgegangen, dass die japanische und die deutsche Gesellschaft sich in einer Care-Krise befinden, denn sie teilen viele Probleme, die teilweise in Japan sogar noch drastischer sind: eine sehr niedrige Geburtenrate, eine sehr alte Bevölkerung¹, verdichtete Erwerbsarbeit, wachsender Bedarf an erwerbstätigen Frauen und Müttern aufgrund des Fachkräftemangels bei überwiegend traditionellen Geschlechter- und Familienkonzepten und unzureichenden Betreuungseinrichtungen vor allem für alte Menschen. All dies hat zunehmenden Zeitdruck zur Folge. Empirisch unabweisbar ist schon auf den ersten Blick, dass sehr viele Menschen in Japan müde und erschöpft wirken, vor allem die Männer aufgrund ihrer überlangen Arbeitszeiten. In den öffentlichen Verkehrsmitteln schläft die Hälfte der Fahrgäste auch am helllichten Tag, viele Gesichter sind müde, zudem ist die Selbstmordrate der Bevölkerung sehr hoch, Einsamkeit und Isolation sind ein großes Problem, insbesondere für ältere Menschen, aber auch junge Menschen (Männer!) ziehen sich vermehrt zurück und verkriechen sich in ihren Zimmern (das „Hikikomori“-Phänomen, siehe Zielenziger 2006). Die Krise von Care und Self-Care ist also offensichtlich.

Zu Unrecht habe ich jedoch vorausgesetzt, dass vor diesem Hintergrund ein Drehen an der Schraube (Arbeits-) Zeitpolitik in Richtung selbstbestimmter Flexibilität für beide Geschlechter als Lösungsweg gesehen werden könnte, dem mit Offenheit begegnet wird. Dies liegt weniger daran, dass es nicht auch in Japan Bestrebungen hin zu mehr Gleichstellung gäbe und nicht auch hier tradi-

tionelle Familienstrukturen und Geschlechterverhältnisse erodieren (s. u.). Frauen bekommen auch deshalb so wenig Kinder, weil sie nicht mehr den passenden Partner finden und nicht mehr bereit sind, tradierten Rollenerwartungen zu entsprechen. Die Total Fertility Rate liegt in Japan im Jahr 2024 mit 1,15 Kindern pro Frau auf dem niedrigsten Stand der Statistikgeschichte. Im Stadtbild wird sichtbar, dass die Alternative zum Kind oft ein Haustier ist, vorzugsweise ein kleiner kuscheliger Hund (www.tagesschau.de/ausland/asien/japan-haustiermesse-101.html), was mit den oft sehr beengten Wohnverhältnissen zu tun hat.

Das Problem ist vielmehr, dass allein die Idee der Zeitsouveränität ein kulturelles No-Go zu sein scheint. Ich hatte – für mich selbstverständlich – bei der Skizzierung des Optionszeitenmodells auf das „Recht auf Zeit“, auf individuelle Zeitsouveränität und eine selbstbestimmte Erwerbsbiografie hingewiesen ebenso wie auf Zeitwohlstand als gesellschaftspolitischer Wohstandsdimension. Wie sehr diese unsere Vorstellung der Voraussetzungen von expliziter Zeitpolitik jedoch geprägt, ja abhängig ist vom westlichen Konzept des Individualismus, der Partizipation und von Governance als neuer Politikform, habe ich erst in Japan verstanden. Japan ist eine sehr konformbedachte Gesellschaft, in der man nicht „aus der Reihe tanzt“, sondern möglichst leise, freundlich und unauffällig den vorgegebenen Werten und Normen folgt, die weitgehend unhinterfragt akzeptiert werden. Man will nicht auffallen: Es geht nicht um das Eigene und nicht um den und die Einzelne/n, es geht um ein möglichst reibungsloses Funktionieren im gesellschaftlichen Räderwerk. Es herrscht ein großer Gruppendruck in Japan, der ambivalent ist: einerseits ist dieser in Notsituationen wie den zahlreichen Naturkatastrophen sehr hilfreich, es gibt gelebte Solidarität, aber andererseits kann man sich dem subtilen allgegenwärtigen Konformitätsdruck nur schwer entziehen. Er wird vom ersten Tag an vermittelt, er ist inkorporiert, selbst Kleinkinder sind viel stiller als bei uns und toben nicht einfach herum. Individualität, ein selbstbestimmtes eigenes Leben, so wurde ich in der Diskussion belehrt, sei kein Wert, an dem man sich orientiere – weder in der Erwerbsarbeit, der Öffentlichkeit, der Familie noch der Freizeit. Gleichwohl: Wenn Menschen wirklich ganz „für sich“ seien, in der „wirklichen“ Freizeit jenseits dieser Sphären (ein interessantes Freizeitkonzept!), gäbe es eine Individualität, so fremdartig und sonderbar, wie wir sie uns gar nicht vorstellen könnten. Das war ein eher mysteriöser Hinweis, aber wer sich etwas in die japanische Literatur (etwa von Haruki Murakami mit *Kafka am Strand* oder Yoko Ogawa mit *Insel der verlorenen Erinne-*

1 So liegt die durchschnittliche Lebenserwartung bei Geburt in Japan 2023 bei 85 Jahren (Männer: 82,1, Frauen 88,1). In Deutschland liegen die Werte dagegen bei 81,7 Jahren (Männer 79,4, Frauen bei 84,2) siehe Liste der Länder nach durchschnittlicher Lebenserwartung – Wikipedia (abgerufen am 21.1.2025). Die Zahl der Hundertjährigen ist weltweit besonders hoch.

rung) eingelesen hat, ahnt, in welche Richtung das gehen könnte. Jedenfalls ist mir die soziokulturelle Gebundenheit unseres Konzepts von Zeitpolitik an westliche Werte nie so deutlich geworden wie durch den fremden Blick. Der Mensch als Souverän seiner Zeit, diese Idee wurde nicht verstanden und war nicht vermittelbar.

Daran ändert auch nichts, dass es auch und gerade in Japan strenge Zeitregime und Taktgeber gibt, die implizite Zeitpolitik betreiben, wie etwa bei der Mobilität und der Arbeitszeit. Aber diese werden nicht als gestaltbar durch ein Staatsbürger:innenrecht auf „eigene Zeit“ wahrgenommen, auch nicht durch partizipative Politikformen etwa für besser koordinierte „Zeiten der Stadt“. Die Idee der expliziten, am Individuum orientierten Zeitpolitik hat – zumindest vor meinem Publikum – eher Befremden hervorgerufen, denn die herrschenden Zeitregime sind fest internalisiert und vor allem akzeptiert.

Und dennoch: meine nachfolgenden Gespräche und Recherchen haben einige Hinweise auf Umbrüche in Japan gegeben, auf neue Gegensätze, mit denen sich vielleicht auch die Tür für eine neue Zeitpolitik öffnet. Dies hat im Wesentlichen mit sich ändernden Geschlechterverhältnissen, eng verknüpft mit niedrigen Geburtenraten und veränderten Arbeitsmärkten, zu tun. So gibt es neben tradierten Geschlechterkonzepten, die nach wie vor von vielen Männern und auch Frauen geteilt werden, einen aktiven Feminismus (Germer/Wöhr 2025). Vergleichende Studien in Ostasien verweisen auf sich ändernde private Lebensformen (siehe sase.org/people/emiko-ochiai/). Emiko Ochiai beschrieb im Gespräch die Geschlechterverhältnisse der jüngeren Generation folgendermaßen: Junge Frauen wie Männer nennen als wichtigstes Thema Sex und Begehren, sie leben das auch aus. Im Anschluss folgt eine eher diffuse Phase der Partner:innensuche, die aber oft nicht gelingt oder nur halbherzig betrieben wird, ebenso wie die Umsetzung von Kinderwünschen, die vielleicht gar nicht stark ausgeprägt sind und an vielem scheitern. Eher die Gutverdienenden können sich Kinder leisten, diese fungieren dann als Statussymbol und werden hergezeigt und hergerichtet. An diese durch Partnersuche, Ehe und eventuell Kinder geprägte Lebensphase schließt sich jedoch nicht wie in Deutschland die Idee einer möglichst dauerhaften romantischen Liebesgemeinschaft an, sondern die einer Zweckgemeinschaft oder Freundschaft. In der Folge gibt es viele Alleinlebende, auf dem Land verödete Dörfer, in den Städten viele Vereinsamte.

Der weit verbreitete „Partnerschafts- und Heiratspessimismus“ ist bedingt durch unsichere Arbeitsverhältnisse und niedriges Einkommen bei stetig steigenden Lebens-

haltungskosten. Insbesondere Frauen haben Bedenken: Eine Ehe könnte einen Verlust von Freiheit, eine Einschränkung des Lebensstils sowie das Hineingezwungenwerden in als veraltet betrachtete Hausfrauenrollen bedeuten (sumikai.com/nachrichten-aus-japan/warum-in-japan-so-viele-menschen-allein-leben-369261/). Deshalb brauchen Frauen, die erwerbstätig sein wollen oder müssen (und dies nicht länger nur in Teilzeit), ebenso wie die wachsende Zahl gut ausgebildeter und gut verdienender Frauen sowie insbesondere Alleinerziehende, neue Zeitpolitiken. Und zunehmend wünschen sich auch junge Männer gleichberechtigte Arbeits- und Lebensformen.

Was geschieht nun in Wirtschaft und Politik? Meine Gesprächspartnerin Akiyo Uozumi (www.jiu.ac.jp/eng/graduate/human/faculty/detail/id=14264) berichtet von ihren Schulungen in Unternehmen, die Zeitpolitik als nicht unmöglich, aber als sehr schwer umsetzbar sehen. So ein Modell wie das Optionszeitenmodell sei ein „Traum“. Als beispielhaft für einen zeitpolitischen Aufbruch kann jedoch die Gesetzgebung zur Elternzeit gelten. Seit 1992 haben auch Väter in Japan das Recht, Elternzeit zu beantragen, die Inanspruchnahme war jedoch bis vor kurzem sehr gering (1,89 % im Jahr 2012). Die japanische Regierung hat mit der Reform des Elternzeitgesetzes im Oktober 2022 Maßnahmen ergriffen, um die Beteiligung von Vätern an der Elternzeit zu erhöhen, einschließlich finanzieller Anreize und gesetzlicher Anpassungen (Tsukamoto 2023). Die maximale Dauer der Elternzeit in Japan beträgt derzeit 14 Monate, einschließlich zwei Monaten Bonusurlaub, wenn sich die Eltern den Urlaub teilen – ganz ähnlich also wie in Deutschland. Dies gehört zu den längsten Regelungen weltweit. Bis zu 6 Monate ist der Erziehungsurlaub mit einem Gehalt von 67 % ihres Monatslohns bezahlt, nach dieser Zeit wird der Entgeltersatzanspruch auf 50 % reduziert.

Von der Elternzeit insgesamt zu unterscheiden ist der „Papa Ikuky“: Er ermöglicht Vätern, innerhalb von acht Wochen nach der Geburt ihres Kindes bis zu vier Wochen bezahlte Freistellung zusätzlich zur regulären Elternzeit zu nehmen. Er kann separat vom Erziehungsurlaub in zwei Phasen in Anspruch genommen werden. Laut der Grundlagenuntersuchung zur Gleichstellung der Beschäftigung (Website des Ministeriums für Gesundheit, Arbeit und Soziales) liegt die Erwerbsquote für Elternzeit 2024 bei Frauen 86,6 % (2023: 84,1 %) und bei Männern 40,5 % (2023: 30,1 %). Damit stieg die Quote zum zwölften Mal in Folge. Die Dauer der Elternzeitnutzung von Vätern ist jedoch nach wie vor sehr kurz: Von denen, die Elternzeit nahmen, beanspruchten 82,6 % die sogenannte „Papa-Ikuky“, also maximal 4 Wochen.

Auch werden – wie in Deutschland – Hindernisse für die Inanspruchnahme diskutiert: Dazu gehören Mobbing, Arbeitsplatzverlust, Karriereeinbußen. Als Problem, das im Zuge der Einführung von „Papa likukyu“ und der Förderung der Elternzeitnutzung häufig angeführt wurde, war die erhöhte Arbeitsbelastung für die Kolleg:innen. Man befürchtete, „typisch japanisch“, dass sich andere Angestellte ungerecht behandelt fühlen könnten – mit womöglich negativen Folgen für das Arbeitsklima. Als Lösung gibt es eine einmalige Zahlung an alle Kolleg:innen im Betrieb! Aber auch anderes trübt die auf den ersten Blick so positiven Zahlen: Eine Umfrage ergab, dass 79,8 % der Väter ihre Elternzeit zwar aus eigenem Wunsch genommen haben, jedoch 53,6 % nicht wussten, wie sie diese Zeit sinnvoll nutzen sollten. Ein erheblicher Teil der Väter wird als „passiv“ eingestuft, was bedeutet, dass sie während ihrer Elternzeit nicht aktiv an der Kinderbetreuung mitwirken. Die Hausarbeit bleibt ganz bei den Frauen (sumikai.com/nachrichten-aus-japan/soziales-leben/immer-mehr-vaeter-in-japan-nehmen-elternzeit-360591/).

Die Zeitpolitik größerer Unternehmen springt der Politik jedoch zur Seite: Coca-Cola Japan etwa hat 100 % der

Väter im Visier, sie müssen Väterurlaub nehmen. Und auch bei der neuen Gruppe der gutverdienenden Ehefrauen, bei denen von Seiten ihrer Ehemänner durchaus gewünscht ist, dass diese weiterarbeiten, wenn sie Kinder bekommen, greifen familienpolitische Maßnahmen der Firmen. Dies ist in Japan häufig wichtiger als gesetzliche Regulierungen.

Fazit: Gerade angesichts der beschriebenen Widersprüche und Aufbrüche wäre es sehr reizvoll, die Diskussion um Zeitpolitik in Japan fortzusetzen. Insbesondere wäre dabei zu prüfen, inwieweit die Idee eines „Rechts auf Zeit“ auch dort Fuß fassen kann.

Literatur

Andrea Germer, Ulrike Wöhr (eds.) (2025): Handbook of Feminisms in Japan. London: Routledge, [DOIhttps://doi.org/10.4324/9781003697060](https://doi.org/10.4324/9781003697060)

Tsukamoto, Sayako (2023): Wenn Papa beim Kind bleibt – Reform der Väterzeit in Japan. In Japanmarkt. Q3/2023, S. 32-33.

Zielenziger, Michael (2006): Shutting Out the Sun. How Japan Created Its Own Lost Generation. Doubleday Publishing.

Dr. Karin Jurczyk

Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik

CHRISTOPH ANTWEILER

Zeitkonzepte quer durch die Kulturen

Universale Muster in der Vielfalt

Zeiten und Kulturen

Ich steige ein mit den ersten Assoziationen, die mir als Ethnologe kamen, als ich die Anfrage zu diesem Aufsatz erhielt. Die erste Assoziation war der Gedanke, dass Zeitkonzepte, also Vorstellungen zum Wesen von Zeit, im Vergleich der Kulturen sehr verschieden sind. Kurz: Zeitauffassungen sind relativ. Wenn man Weltbilder daraufhin befragt, zeigen sich zwei unterschiedliche Hauptkonzepte. Entweder wird die Zeit als gerichtet ablaufend aufgefasst (Zeitpfeil) oder sie wird als kreisförmig gesehen (Zeitzyklus).

Die zweite Assoziation betrifft die moderne Ethnologie, das Fach, aus dem dieser Aufsatz schöpft. Die Hauptmethode der modernen Ethnologie ist die sog. Feldforschung und da geht es um Dauer und Langsamkeit. Feldforschung im ethnologischen Sinn ist ganz zentral dadurch definiert, dass es sich um einen intensiven und lan-

gen Aufenthalt bei den untersuchten Menschen handelt. Der Standardzeitraum ist ein Jahr. Für landwirtschaftlich geprägte Kulturen hat der Jahreszyklus absolut zentrale Bedeutung auch für das soziale Leben. Deshalb bleiben Ethnologen mindestens ein Jahr „im Feld“, um alles wichtige wenigstens ein Mal mitzuerleben. Feldforschung ist der Identitätsanker des Fachs. Damit unterliegt jeder Mensch, der nicht nur zur Akademie gehören will, sondern tatsächlich in die „Wir“-Gruppe, sozusagen in den „Stamm“ der Ethnologen aufgenommen werden will, einer Verhaltenserwartung, einer Zeitnorm.

Ein dritter Gedanke betrifft die frühe Ethnologie. Im 19. Jahrhundert, als das Fach noch eine Schreibtischwissenschaft und keine feldforschungsbasierte Disziplin war, benannte man Kulturen, die einfach und fremd erschienen, als „Primitive“ oder auch als „zeitlose Völker“. Im



U.S. Forest Service, Southwestern Region,
Kaibab National Forest / wikimedia commons

Native-American tribal tribute marker at the Grand Canyon

Unterschied zur eigenen Kultur wurde ihnen also Wandel bzw. Geschichte abgesprochen. Nach dieser Vorstellung lebten sie zwar faktisch im Heute, in ihrem Wesen aber in der Vergangenheit. Diese Kulturen wurden als Stellvertreter vorgeschichtlicher Kulturen gesehen. In diesem frühen sozial-evolutionistischen (nicht-darwinischen) Denken und aus einer eurozentrischen Dominanzhaltung heraus wurde Indigenen die Gleichzeitigkeit mit westlichen Gesellschaften (coevalness) nicht gewährt.

Befunde der Ethnologie

Der Gegenstand der Ethnologie (auch Sozial- bzw. Kultur-anthropologie) ist die Lebensgestaltung gegenwärtiger Gemeinschaften. Was machen menschliche Kollektive aus dem, was sie in ihrer Umwelt vorfinden? Das wird als „Kultur“ bezeichnet. Ethnologen untersuchen, wie Zeit aufgefasst wird, wie über Zeit gesprochen und wie in der Zeit gehandelt wird. Menschen in vielen Kulturen leben in einer „Ereigniszeit“. Wenn sich ein Bauer in Burundi in Afrika mit seinem Freund verabredet, nennt er keine Uhrzeit. Er sagt: „Wir treffen uns, wenn die Kühe trinken.“ Beide wissen, dass das etwa mittags ist und dass die Kühe darüber entscheiden, wann genau sie sich treffen. Es gilt die ökologische Zeit statt der Uhrzeit.

Unter dem Stichwort „Temporalität“ haben Ethnologen erforscht, um welche Rhythmen herum das Alltagsleben organisiert ist (Jahreszeiten, Tage), wie Zeit in Kulturen aufgefasst (Arbeitszeit, Freizeit) und gemessen wird (z.B. Kalender). Insbesondere wurde untersucht, welche Vorstellungen es über die Richtung der Zeit, aus der

Vergangenheit über die Gegenwart und in die Zukunft gibt (lineare, zyklische, oszillierende Zeit).

Eine für die empirische ethnologische Zeitforschung zentrale Unterscheidung führte Edward Even Evans-Pritchard bei seiner klassischen Studie der Nuer im heutigen Sudan ein. Er beschrieb, dass es für diese Herdenhalter eine ökologische Zeit und eine strukturelle Zeit gibt. Die ökologische Zeit ist das Zeitregime, das durch Interaktionen der Menschen mit den domestizierten Tieren, mit Wasser und der sonstigen natürlichen Umwelt gekennzeichnet ist. Hier kommen verschiedene Rhythmen zusammen, physikalische (Regen, Saisonalität), biologische (Gräser, Fische) und soziale, nämlich der Melkzyklus im Tagesverlauf und die Siedlungsverlagerung zwischen Dorf und Feldlagern im Jahresgang.

Strukturelle Zeit ist dagegen die Zeit, die angibt, wann ein Ereignis in Relation zu einem anderen stattfand, etwa die Initiation in eine Alterskategorie. Diese Zeitform wird oft benutzt, wenn es um soziale Distanz, vor allem zu Menschen anderer Teilgruppen, Clans, Lineages oder Ethnien geht. Während die ökologische Zeit stark mit Materialien und materiellen Prozessen zu tun hat, ist die strukturelle Zeit abstrakter. Bei ihr spielen kulturelle Werte, Modelle und Verhaltenserwartungen die zentrale Rolle. Strukturelle Zeit erscheint auf den ersten Blick als gerichtet bzw. kumulativ, aber sie bewegt sich in kulturell vorgegebenen Strukturen.

Zeit ist grenzenlos, kontinuierlich und eigentlich unteilbar. Zudem ist der Lauf der physischen Welt naturwissenschaftlich gesehen irreversibel. Zeit wird aber ganz

verschieden erfahren. Einige Kulturen halten die Zeit für teilbar, andere für eine nicht teilbare Qualität. Einige Gesellschaften halten Zeit für linear, andere für kreisförmig, spiralförmig oder für eine statische Größe. Die Aborigines Australiens haben mit ihrer „Traumzeit“ eine Vorstellung, die weder linear noch zyklisch ist. Sie glauben, dass sich die Vergangenheit „wiederholen“ und „vergegenwärtigen“ kann. Innerhalb einer Gesellschaft kann es verschiedene Zeiteideale nebeneinander geben. Ein Konzept der Zeit ist also weit mehr als die herrschende Vorstellung über Pünktlichkeit. So wie der Raum ist die Zeit eine elementare Grunddimension des Lebens. Sie bestimmt das Alltagsleben von Menschen, egal in welcher Kultur sie leben.

Whorf und die zeitlosen Hopi

Zeitvorstellungen sind ein gern benutztes Beispiel für Kulturrelativismus und gegen die Annahme, es gebe Universalien der Kulturen. Benjamin Lee Whorf, ein amerikanischer Sprachwissenschaftler, hatte in den 1930er Jahren die Hopi untersucht, eine Indianergruppe in den USA. Sein Ergebnis ließ die Fachwelt aufhorchen. Whorf behauptete, die Sprache dieser Indianer habe keine Worte für das, was wir „Zeit“ nennen. Sie kenne auch keine grammatischen Formen, Konstruktionen oder Ausdrücke, die sich direkt auf Zeit beziehen, das gelte ebenso für die Vergangenheit und die Zukunft. Während wir Zeit mit Worten des Raumes ausdrücken („nach kurzer Zeit“, „eine Zeit lang“), betonten die Hopi den wiederkehrenden Aspekt. Statt „in der Nacht“ sagten sie „wenn es Nacht ist“. Nach Whorf haben die Hopi auch keine Ausdrücke für Dauer. Als Zusammenfassung seiner Untersuchungen formulierte Whorf 1936 einen folgenreichen Satz: „Die Sprache der Hopi beinhaltet keinen Bezug zu ‚Zeit‘, weder ausdrücklich noch implizit.“

Das schien eine befreiende Vorstellung zu sein. Anders als wir „im Westen“ brauchen die Hopi keine Kalender! Was war an dieser Aussage so schwerwiegend, wo sie doch nur etwas über eine einzige Kultur dieser Welt sagt – von fast 7000 Kulturen? Ja, aber ein einziger gut dokumentierter Fall einer Kultur, der ein Merkmal fehlt, reicht aus, um zu zeigen, dass dieses Merkmal nicht universal sein kann. Whorf schloss von der Sprache auf das Denken der Hopi. Wenn sie keine Zeitwörter in ihrer Sprache haben, haben sie auch kein Zeitkonzept. Später wurde er etwas vorsichtiger und meinte nun, ihre Zeitvorstellungen seien „sehr anders“ als die westlichen.

Empirische Kritik an Whorf

Ekkehart Malotki, ein US-amerikanischer deutschstämmiger Sprachwissenschaftler, hat die Zeitvorstellungen der Hopi einer erneuten Analyse unterzogen. Da Whorfs

Thesen in der Diskussion fast immer in zugespitzter Form wiedergegeben wurden, schaute er sich zunächst einmal die Aussagen des Altmeisters gründlich an. Wie so oft in kulturwissenschaftlichen Debatten wurden Whorfs Thesen in der anschließenden Diskussion weit radikaler wiedergegeben, als er sie selbst formuliert hatte. Dabei wurde klar, dass Whorf das westliche Zeitkonzept wesentlich genauer beschrieben hatte als das der Hopi.

Malotki geht in seiner Darstellung deshalb sehr viel mehr ins Detail, als Whorf das getan hatte. Weder Whorf noch die Nachbeter seiner Thesen hatten sich ausführlich mit der Grammatik und mit Texten der Hopi befasst und genaue Wörterbücher erstellt. Malotki beginnt seine Neuanalyse in den frühen 1970er Jahren. Diese Detailarbeit braucht Zeit und Malotki nimmt sich die Zeit. Er veröffentlicht seine Resultate erst 1983. Auf der ersten Seite seines Buchs zitiert er einen Satz der Hopi, übersetzt ihn dann Wort für Wort ins Englische und formuliert ihn schließlich in grammatisch korrektem Englisch so: *“Then indeed, the following day, quite early in the morning at the hour when people pray to the sun, around that time he woke up the girl again”*. So viel zur vermeintlichen Zeitlosigkeit des Denkens der Hopi! Das sollte eigentlich reichen, um Whorfs Thesen als unhaltbar zu entlarven.

Malotki ärgert sich aber über die Kraft dieses populär gewordenen Ethno-Mythos. Als fleißiger Wissenschaftler zerlegt er auf 677 eng bedruckten Seiten die Aussagen von Whorf Stück für Stück. Die Hopi kennen Zeiteinheiten wie Tag, Teile des Tags, Wochen, Monate. Sie haben Wörter für „gestern“ und „morgen“. Sie kennen auch die Messung von Zeit in Form eines Himmelskalenders. Es gibt Ausdrücke für „alt“, „schnell“, „lange Zeit“, „beendet“. Nun hatte Whorf den Hopi ja nicht jeden Sinn für Zeit abgesprochen, aber auch seine Aussagen, dass es keine Objektivierung der Zeit gebe, sind falsch, genauso wie sein Befund, die Hopi hätten keine Raummetaphern für zeitliche Prozesse. Die Hopi sagen durchaus „zehn Tage“, und sie sagen solche Wörter nicht etwa erst, seit sie Kontakt mit westlichen Menschen haben. Diese Ausdrücke lassen sich nämlich in Texten finden, die lange vor Whorf geschrieben wurden.

Die Wiederholungsstudie zeigt, dass die Hopi Aufzeichnungen über Zeitdaten machen. Sie haben einen Sonnenkalender, einen Knotenkalender und Kalenderstöcke aus Holz. Sie benennen exakte Zeitpunkte für Zeremonien und erfassen vergangene Zeiten mit Strichen auf den Wänden ihrer Behausungen. Das alles heißt mitnichten, dass die Hopi nun mit Zeit genauso umgehen wie moderne Gesellschaften. Sie benutzen Kalender nicht so umfassend, wie wir das tun. Uhren spielen bei ihnen eine geringe Rolle.

Nach diesen Ergebnissen ist aber klar, dass die Hopi nicht in einer ganz anderen Zeit-Welt leben. Ein Mythos der Linguistik ist gefallen.

Anders als der Altmeister Whorf erhielt Malotki für seine detaillierte empirische Widerlegung dieses Mythos kaum Anerkennung. In der Linguistik hatte man die extremen Formen Whorfscher Thesen zwar auch ohne Malotkis Mammutwerk schon in den 1980ern still begraben. Dennoch geistern sie unbeirrt weiter durch Einführungsbücher, Proseminare und populäre Bücher. Die Betonung vermeintlich „ganz anderer“ Zeitvorstellungen in anderen Kulturen beruht wahrscheinlich auf Nostalgie und dem ubiquitären Zeitdruck in modernen Gesellschaften.

Universale Muster in der Vielfalt der Zeitkonzepte

Die Vielfalt von Zeitkonzepten ist lange Zeit überschätzt worden. Wir wissen heute, dass Zeit in allen Kulturen aufgeteilt wird in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und als Dauer erlebt wird. Auch wenn Zeit unterschiedlich bewertet wird, spiegelt sich Zeitbewusstsein in allen Dimensionen des Lebens: im Lebenszyklus, in der Wirtschaft und in den Mythen. In jeder Kultur auf diesem Planeten dient der Lauf der Sonne als Basis der Berechnung langer Zeiträume. Entgegen den Thesen von Whorf nutzen wohl sämtliche bekannten Sprachen räumliche Wörter metaphorisch für das Ausdrücken von Zeit. Dies konnte in einer Studie von Zeitadverbien in fünfzig Sprachen eines weltweiten Samples gezeigt werden.

Universal sind auch die Vorstellungen zu kurzen Zeiten im Alltagsleben. Sämtliche Sprachen verfügen über Zeiteinheiten und ermöglichen zumindest implizit die Angabe der Zeitdauer. Anna Wierzbicka, eine der aktivsten Linguistinnen, die weltweite Vergleiche durchführen, benennt acht Zeitkonzepte, die sich in allen bekannten Sprachen finden lassen: „wann“, „jetzt“, „nach“, „vorher“, „eine lange Zeit“, „eine kurze Zeit“, „für einige Zeit“ und „Moment“. Beim Vergleich von Zeitkonzepten ist die Unterscheidung zwischen Alltagskonzepten von Zeit, bei denen Dauer im Mittelpunkt steht, und spezielleren Zeitvorstellungen zur Geschichte, in Ritualen, Mythen oder Kosmologien entscheidend. Man konnte bislang keine Kultur finden, in der die Zeit im alltäglichen Handeln nicht als Pfeil gedacht wird, auch wenn es daneben zyklische oder andere Konzepte gibt. Vermutlich sind beide, lineare als auch zyklische Zeitkonzepte, universal. Für beide gibt es Vorgaben in der alltäglichen Erfahrungswelt.

Kulturelle Zeiten, Tiefenzeit und neue Zeitpolitik

Ich fasse zusammen: Kulturelle Auffassungen über Zeit erscheinen zunächst als sehr unterschiedlich. Wir sehen ein Spektrum zwischen linearen und zyklischen Konzepten sowie zwischen flexiblen und rigiden Zeitregimen. Die in den kulturwissenschaftlichen Medien dominante Auffassung ist der Zeitrelativismus nach Benjamin Lee Whorf, nach dem Kulturen nach drastisch verschiedenen Zeitkonzepten leben. Die neuere ethnologische Forschung zeigt jedoch, dass dieser Relativismus deutlich relativiert werden muss. Breit angelegte kulturvergleichende Forschungen konnten neben Unterschieden auch durchgehende Muster der Zeitvorstellungen nachweisen.

Außer in erdbebengefährdeten Regionen wie in Indonesien oder in den Philippinen erleben die weitaus meisten Menschen auf der Welt die Erde unter sich als weitgehend statisch. Während sich sonst fast alles im Leben konstant verändert, so erscheint das Gestein unter uns als stabil, als „der Boden, auf dem wir stehen“. Der derzeit rapide Umweltwandel der Welt erfordert jedoch nicht nur Zeitbewusstsein, sondern eine neue Zeitbewusstheit. Im Angesicht des Anthropozäns müssen wir uns mit erdgeschichtlicher Vergangenheit und ferner Zukunft befassen, mit „Tiefenzeit“. Wenn wir die Oberfläche unseres Planeten nicht nur für Menschen und für die nächste Generation, sondern wirklich langfristig lebbar halten wollen, müssen wir in geologischen Zeiträumen denken lernen. Ziel ist also Bewohnbarkeit statt nur Nachhaltigkeit. Ein zentrales Thema ist die Frage, in welchem Verhältnis die menschlichen Rhythmen zu Rhythmen in der nicht menschlichen Sphäre stehen. Wir brauchen eine zukunftsorientierte Zeitpolitik: morgen ist schon heute.

Literatur

- Bjornerud, Marcia (2020): Zeitbewusstheit. Geologisches Denken und wie es helfen könnte, die Welt zu retten. Berlin: Matthes & Seitz (orig. „Timefulness. How Thinking Like a Geologist Can Help Save the World“, Princeton & Oxford: Princeton University Press, 2018).
- Eriksen, Thomas H. (2005): Immer schneller – immer mehr? Balance finden zwischen Beschleunigung und Ruhe, Freiburg im Breisgau: Herder (Orig. norweg. „Oyeblikkets tyranni“, Oslo: Aschehoug & Co. (dt. zuerst unter dem Titel „Die Tyrannei des Augenblicks“ Verlag Herder, 2001).
- Evans-Pritchard, Edward Even (1939): The Nuer: A Description of the Modes of Livelihood and Political Institutions of a Nilotic People. Oxford: Oxford University Press.
- Gell, Alfred (1992): The Anthropology of Time. Cultural Constructions of Temporal Maps and Images. Oxford: Berg.

Levine, Robert (2004): Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen, Stuttgart: Piper.

Malotki, Ekkehart (1983): Hopi Time. A Linguistic Analysis of Temporal Concepts in the Hopi Language. Berlin: Mouton Publishers.

Pullum, Geoffrey K. (2019): The Great Eskimo Vocabulary Hoax and Other Irreverent Essays on the Study of Language. Chicago: University of Chicago Press.

Schönhuth, Michael (2001): Vergangenheit in der Gegenwart – Zukunft in der Vergangenheit: Vom kulturellen Umgang mit der Zeit. In: Heribert Aigner et al.: Zeit-Zauber. Reflexionen über die Zeit zur Jahrtausendwende. Graz: dba-Verlag für die Technische Universität: 71-92.

Trummer, Manuel / Drascek, Daniel / Hirschfelder, Gunther / Möller, Lena / Tauschek, Markus / Dieterich, Claus-Marco (Hrsg.) (2023): Zeit. Zur Temporalität von Kultur. Münster & New York: Waxmann Verlag (Regensburger Schriften zur Volkskunde/ Vergleichenden Kulturwissenschaft, 43).

Whorf, Benjamin Lee (1963): Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (Rowohlts deutsche Enzyklopädie) (orig. "Thought and Reality", Cambridge, Mass.: MIT Press, 1956).

Wierzbicka, Anna (2005): Empirical Universals of Language as a Basis for the Study of Other Human Universals and as a Tool for Exploring Cross-Cultural Differences. *Ethos* 33(2): 256-291

Prof. Dr. Christoph Antweiler

Professor für Südostasienwissenschaft am Institut für Orient- und Asienwissenschaften der Universität Bonn.

ALOIS MOOSMÜLLER

E. T. Halls Theorie polychroner und monochroner Zeit revisited

Wie kam der Kulturanthropologe und Begründer der Interkulturellen Kommunikation zu dieser Theorie? Was bedeutet sie und wie ist sie aus heutiger Sicht einzuschätzen?



Der 19-jährige Hall, der gerade mit dem Studium der Archäologie begonnen hatte, beklagte die „weltfremde Theorielastigkeit“ an der Universität und unterbrach sein Studium für mehrere Jahre, um für den Indian Service, eine Regierungsbehörde, zu arbeiten. Seine Aufgabe bestand darin, in den Navajo- und Hopi-Reservaten gemeinsam mit

den „Indians“ Straßen- und Dammbauprojekte voranzubringen. Hall schreibt, wie er zuerst völlig irritiert und überfordert gewesen sei, mit den „Indians“ zurecht zu kommen. Alles sei anderen Rhythmen gefolgt, Zeitpläne hätten keine Bedeutung gehabt, wann und ob Ziele erreicht werden könnten, sei völlig unklar gewesen. Die Untätigkeit und seine Ungeduld seien unerträglich gewesen. Für andere Mitarbeitende, „Anglo-Americans“ wie er, waren die „Indians“ einfach nur „faul, dumm und zurückgeblieben“. Hall dagegen wollte seine Verzweiflung nicht einfach den „Indians“ anlasten, sondern verstehen, wodurch er so irritiert war. Er suchte den Kontakt zu den „Indians“, interessierte sich für deren Kultur und lernte von den Hopis, dass jedes Lebewesen, also auch jedes

Tier und jede Pflanze, ein eigenes, inhärentes Zeitsystem habe. Welchen Sinn würde es also machen, anderen seine Zeit- und Aktionspläne aufzudrängen? Überhaupt war er fasziniert von der Entdeckung, dass Zeit so völlig anders gesehen und empfunden werden konnte. Zeit sei eben keine „natürliche“ Gegebenheit, sondern ein kulturelles Konzept, das sich in unterschiedlichen Realitäten manifestiere. Diese Erkenntnis ermöglichte ihm, das Verhalten der Hopi und Navajo gelassener zu sehen und sie in ihrer Andersheit zu respektieren. Schließlich gelang es ihm auch, vertrauensvolle Beziehungen zu den „Indians“ aufzubauen und die Projekte voranzubringen. Diese schmerzhaften, aber auch lehrreichen Erfahrungen legten den Grundstein für seine später entwickelte Kulturtheorie, deren zentraler Bestandteil die Zeitsysteme „polychronic time“ oder „P-time“ und „monochronic time“ oder „M-time“ sind:

In polychronen Kulturen seien Kontextbedingungen, soziale Situationen, menschliche Bedürfnisse und Besonderheiten wichtiger als Zeitpläne und Termine. In monochronen Kulturen dominierten dagegen Zeitpläne und Termine, die Menschen unterwürfen sich dem übergeordneten Zeitregime und würden zu „Sklaven der Zeit“. In polychronen Kulturen ließen sich die Menschen nicht von einer abstrakten, anonymen Zeitdiktatur knechten, sie führten z. B., je nach Situation und Bedarf, verschiedene Aktionen gleichzeitig aus. Dagegen würden in monochronen Kulturen

Handlungen aufgeteilt und in einem Ablaufplan geordnet. Hall entwickelt die Theorie der polychronen und monochronen Zeitsysteme nicht systematisch, sondern anekdotenhaft, vieles bleibt diffus und widersprüchlich. Zudem ist seine Darstellung nicht neutral, vielmehr sympathisiert er mit der polychronen Zeit, die natürlich und human sei, während er die monochrome Zeit, die er auch „Maschinenzeit“ nennt, eher negativ sieht. Polychron geprägte Menschen seien human, flexibel, warmherzig, monochron geprägte Menschen dagegen kalt, unmenschlich, unflexibel, maschinenhaft.

Der Theorieskeptiker Hall suchte Erkenntnis nicht um ihrer selbst willen. Theorie sollte nützlich sein. Die Darstellung von P-time und M-time sollte Amerikanern helfen, das „Joch der Monochronität“ abzuschütteln und sich von unbewussten kulturellen Determinierungen zu befreien. Theorien sollten helfen, die eigene Situation zu verbessern. Die Koppelung von Kulturverstehen und Handlungserfolg, insbesondere in professionellen Kontexten, sind der Schlüssel zum Verständnis von Halls Ansatz. Schon während seiner Tätigkeit beim Indian Service beschäftigte ihn die Frage, warum der Widerstand der anglo-amerikanischen Kolleginnen und Kollegen gegen das Bewusstwerden und Verändern der eigenen monochronen Kultur so massiv war. Der Grund dafür habe vor allem am Fehlen einer geeigneten, anwendungsorientierten und erfahrungsbezogenen Theorie gelegen. In dem Buch *SILENT LANGUAGE* von 1959, das vielen als Grundlegung des akademischen Fachs Intercultural Communication gilt, legte Hall eine solche Theorie dar. Sie sollte vor allem helfen, sich der unbewussten Strukturierungen durch die eigene Kultur bewusst zu werden. Dazu war die Kontrastierung mit anderen Kulturen erforderlich. Es galt, Bewusstsein zu schaffen für die Tatsache, dass die amerikanische Lebensart nicht universell ist, sondern eine besondere, von M-time dominierte Kultur. Und schließlich sollte die Theorie dazu dienen, den ethnozentrischen Bias aufzulösen.

Hall ging davon aus, dass alle Menschen kulturell determiniert seien, sich dessen aber nicht bewusst seien, was sie zu Gefangenen im eigenen Kulturgefängnis mache. Seine Theorie helfe, sich dieses Zustandes bewusst zu werden und damit die Befreiung aus dem Gefängnis zu ermöglichen. Die Limitierung der eigentlichen menschlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten durch M-time und andere kulturelle Zwänge sollte aufgelöst werden. Dieser sowohl therapeutische wie gesellschaftskritische Ansatz Halls war von der „culture and personality school“, der zu Halls Zeit dominierenden Strömung in der amerikanischen Kulturanthropologie, beeinflusst. Die Forschungsarbeiten

damals führender Anthropologen wie Ruth Benedict, Margaret Mead oder Ralph Linton, dem akademischen Lehrer von Hall, fokussierten auf die persönlichkeitsprägenden Kräfte von Kultur. Das Studium fremder Kulturen diene insbesondere dazu, die eigene Gesellschaft kritisch zu sehen. Das Aufzeigen alternativer Lebensmodelle sollte das Bedürfnis nach Veränderung schaffen. Dieser kultur- und persönlichkeitsverändernde Impetus findet sich ebenso bei Hall, nur radikaler. Sein Ziel war die generelle Befreiung von kulturellen Limitierungen. Das war wohl auch der Grund, warum international tätige Unternehmen Halls Ansatz so attraktiv fanden, denn sie brauchten Führungskräfte, die im globalen Wettbewerb bestehen konnten. Das Versprechen, kulturelle Limitierungen abzuschütteln zu können, klang in diesem Kontext recht vielversprechend.

Hall war nicht der Einzige, der sich mit kulturell gerahmten Zeitsystemen beschäftigte. Viele ethnographische Studien beschrieben die kulturell unterschiedlichen Auffassungen von Zeit. Zumeist wurden „primitive“ Auffassungen mit Zeitkonzepten entwickelter Kulturen kontrastiert, wie etwa Edmund Leachs „zyklische“ und „lineare“ Zeit oder Mircea Eliades „heilige“ und „profane“ Zeit. Halls Kontrastierung von M-time mit P-time bezieht sich jedoch vorwiegend auf die moderne, technisierte Welt und insofern war sein Ansatz vielleicht doch einzigartig. Hall sieht polychrone Kulturen in mancher Hinsicht besser als monochrome dafür gerüstet, die Herausforderungen komplexer, global vernetzter, volatiler Gesellschaften und Wirtschaftssysteme zu bewältigen. Insgesamt betont er, dass beide ihre Stärken und Schwächen haben, aber auch, dass beide Systeme sich „wie Öl und Wasser“ zueinander verhielten. Dieses klare Entweder – Oder verleitete viele Rezipientinnen und Rezipienten dazu, Halls Theorie kulturdeterministisch zu interpretieren, sie sprachen von „monochronen Menschen“ und „polychronen Menschen“. Ob dies Halls Intentionen gerecht wird, ist fraglich. Zwar verwendet Hall die Formulierung „monochrome Amerikaner“, aber in *THE DANCE OF LIFE* schreibt er: *„In a deeper sense, American time is both polychronic and monochronic“*. Er führt aus, dass in der öffentlichen, männerdominierten Welt von Politik, Wirtschaft und Sport „M-time“ gelte, in der privaten, frauendominierten Welt dagegen sei „P-time“ vorherrschend. *„Polychronic cultures are by their very nature oriented to people. M-time, on the other hand, is oriented to tasks, schedules, and procedures“*. In den monochronen Gesellschaften dominiere M-time alle öffentlichen Bereiche, korrumpiere und dehumanisiere die Menschen und entfremde sie ihren natürlichen Bedürfnissen. P-time verkörpere die grundmenschlichen

Bedürfnisse und natürlichen Lebensäußerungen, das Partikulare, Zufällige, Nichtplanbare. M-time stehe dagegen für alles Technische, Business- und Effizienzgetriebene, für die Notwendigkeit, zu kalkulieren und zu planen, Risiken auszuschließen und Zufälle zu verhindern. Zu fragen sei daher, wie gut oder schlecht es einem modernen, technisierten, von M-time dominierten System gelinge, den Bedürfnissen der im Grunde polychron geprägten Menschen gerecht zu werden. In den Schriften, die im Kontext seiner Aktivitäten als interkultureller Consultant entstanden sind, geht es im Kern um diese Frage.

Hall konnte auf viele berufliche Erfahrungen in und mit Organisationen zurückgreifen, die ihm seine Beratungs- und Trainingstätigkeiten im internationalen Geschäftsumfeld ermöglichten, ob für Regierungsbehörden bei den Native Americans oder für das Militär in Mikronesien und Europa. Bei allen Tätigkeiten hatte er Probleme mit der monochronen, ethnozentrischen Einstellung seiner amerikanischen Kolleginnen und Kollegen. Auch amerikanische Unternehmen seien blind gegenüber den menschlichen Bedürfnissen der Mitarbeitenden, was zu erheblichen Problemen führe, wenn sie in polychronen Kulturen, etwa in Südeuropa oder Lateinamerika, tätig seien. Polychron geprägte Menschen bevorzugten im Unternehmensalltag eine flexible und umfassende Informationspolitik, gemeinsame Verantwortung und die stete Rückbindung von Einzelaktionen an das organisatorische Ganze. Das würde in monochronen Organisationen in der Planungsphase zwar im Prinzip so gehandhabt werden, aber nicht mehr in der Durchführungsphase, wo Aktivitäten nicht mehr als Ganzes, sondern isoliert behandelt würden und die Verantwortung nicht gemeinschaftlich getragen, sondern Einzelnen angelastet würde. Hall erweckt den Eindruck, als wären seine Ausführungen über den Mangel an Menschlichkeit in M-time Organisationen einsame Rufe in der Wüste. Tatsächlich formulierte aber die Human Relations Bewegung, die zu Halls Zeiten eine wesentliche Rolle in der Organisationsforschung wie auch im Management spielte, eine ganz ähnliche Kritik am harten, menschenfeindlichen Industriesystem. Einer der Initiatoren der Human Relations Bewegung war der Kulturanthropologe W. Lloyd Warner, dessen radikale Kritik an westlicher Gesellschaft und Kultur in seinen Forschungsaufenthalten bei australischen Aborigines begründet ist. Die Ähnlichkeiten mit Halls Ansatz sind deutlich. Überhaupt sind Halls Theorien im kulturanthropologischen Forschungskontext der 1950er und 60er Jahre alles andere als ungewöhnlich oder einzigartig.

Warum Hall die vielen Parallelen mit anderen Kulturanthropologen nicht gesehen hat, ist schwer zu beant-

worten. Liegt es an der „weltfremden Theorielastigkeit“, die er dem akademischen Betrieb generell unterstellte, oder an seinem Einzelgängertum, das er in seiner Autobiographie offenbart? Ebenso wäre zu fragen, warum Halls Arbeiten in der damaligen Kulturanthropologie nur am Rande rezipiert wurden. Der Grund dafür dürfte in der Anwendungsorientierung seines Ansatzes liegen, denn in der Kulturanthropologie hat sich im Anschluss an die kritische Aufarbeitung der kolonialen Fachgeschichte eine besondere Skepsis gegenüber jeder Art von Anwendung entwickelt – es sei denn, man engagierte sich für die Interessen unterprivilegierter Gruppen.

Auch heute ist die Skepsis gegenüber Halls Ansätzen groß, vor allem in universitären Kreisen des globalen Nordens. Halls Theorien spielen allenfalls bei der Darstellung der Geschichte des Fachs Interkulturelle Kommunikation eine Rolle. Dabei wäre es aufschlussreich, sich eingehender mit Halls anekdotenhaft hergeleiteten, erfahrungsnahen, aber auch inspirierenden Theorien zu beschäftigen. Denn in Universitäten des globalen Südens spielen Halls Theorien in der akademischen Lehre eine wesentliche Rolle. Dabei ist es wohl gerade die dichotom-essentialisierende Konstruktion von P-time und M-time, wie auch Halls gesamter Kulturtheorie (die im globalen Norden zurecht als Fortschreibung einer kolonialen und patriarchalen Attitüde kritisiert wird), die im globalen Süden für die Konstruktion oder Bestätigung einer eigenen kulturellen und nationalen Identität nützlich ist. Hall sieht die Basisbausteine seiner Kulturtheorie, wie etwa P-time, als uranfänglich gegeben. Wenn es Ländern des globalen Südens darum geht, die eigenen kulturellen Besonderheiten gegenüber einer machtvollen und als übergriffig empfundenen „westlichen“ Kultur zu verteidigen, kulturelle Mimikry zu verhindern und die eigene Kultur als wahr und bedeutsam zu legitimieren, dann ist Halls essentialistisches Kulturschema hervorragend dafür geeignet. Es könnte lohnend sein, den Gründen der unterschiedlichen Rezeption von Halls Theorien im globalen Norden und Süden nachzugehen und aus einer kritisch gewendeten postkolonialen Perspektive in den Blick zu nehmen.

Verwendete Schriften von Edward T. Hall:

(1959): *The Silent Language*. New York: Anchor Books.

(1977): *Beyond Culture*. New York: Anchor Books.

(1984): *The Dance of Life: The Other Dimension of Time*. New York: Anchor Books.

(1992): *An Anthropology of Everyday Life. An Autobiography*. New York: Doubleday.

Prof. Dr. Alois Moosmüller,

Prof. i.R. an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Noch einmal gelesen: Eine Landkarte der Zeit



„Die Zeit spricht, und zwar mit Akzent“. Mit dieser poetischen, aber präzisen Metapher beginnt Robert Levine sein 1997 in den USA und 1998 in Deutschland erschienenes Buch *EINE LANDKARTE DER ZEIT* und er nimmt damit eine wesentliche Erkenntnis seiner Forschungsarbeiten vorweg, die ihn auf zahlreichen Reisen um die Welt führten und das Lebenstempo

von 31 Ländern vergleichen ließ.

Zeit ist keine universelle, objektive Erfahrung, sondern wird kulturell geprägt und subjektiv erlebt. Levine meint damit, dass jede Kultur ihre eigene Art hat, mit Zeit umzugehen – mit einem „Akzent“, der von lokalen Werten, sozialen Normen und historischen Entwicklungen geprägt ist.

So wie ein Akzent verrät, woher jemand kommt, verrät auch der Umgang mit Zeit, wie eine Gesellschaft strukturiert ist und welche Prioritäten sie setzt.

Anlass für seine Forschungen war seine Zeit als Gastprofessor in einer mittelgroßen Stadt in Brasilien, bei der sich die Bewältigung der sprachlichen Schwierigkeiten als Kinderspiel herausstellte im Vergleich zu den Problemen, die sich aufgrund der anderen Vorstellungen von Zeit und Pünktlichkeit ergaben (16). Das Bedürfnis, die örtlichen Regeln und Überzeugungen zu verstehen, war Ausgangspunkt für erste Untersuchungen, die sich dann zu einem Lebenswerk mit folgendem provokanten (?) Ergebnis auswuchsen: *„Menschen in Regionen mit einer blühenden Wirtschaft, einem hohen Industrialisierungsgrad, einer größeren Einwohnerzahl, einem kühleren Klima und einer auf den Individualismus ausgerichteten kulturellen Orientierung bewegen sich tendenziell schneller.“* (38).

Wie kam er zu diesen Aussagen und welche Eigenschaften machten seiner Auffassung nach Orte und Kulturen schneller oder langsamer? Und würde man die Ergebnisse heute noch so formulieren?

Levine legte seinen Untersuchungen drei unterschiedliche Zeitauffassungen zugrunde, die er nicht hierarchisch bewertet, sondern als gleichwertige kulturelle Konstruktionen betrachtet, die jeweils spezifische Vor- und Nachteile mit sich bringen.

Die *Uhrzeit* beschreibt er als linear, messbar, objektiv, gekoppelt an Uhren, Kalender und Zeitpläne und typisch für industrialisierte Gesellschaften. Sie ermöglicht Präzision, Koordination, Effizienz und ist essenziell für Industrie, Verkehr, Medizin. Sie kann aber zu Entfremdung und Zeitdruck führen. Menschen verlieren das Gefühl für natürliche Rhythmen und soziale Flexibilität. Levine sieht die Uhrzeit als notwendiges Werkzeug, warnt aber vor ihrer Tyrannei, wenn sie zur alleinigen Zeitstruktur wird (87-121).

Die *Naturzeit* beschreibt er als eine rhythmische Zeit, die an natürlichen Zyklen wie Sonnenstand, Jahreszeiten, Körperrhythmen orientiert ist. Sie fördert Achtsamkeit, Gesundheit und den Einklang mit der Umwelt, ist aber weniger geeignet für komplexe Organisationen oder globale Synchronisation. Levine betrachtet Naturzeit als ursprüngliche Zeitform, die in modernen Gesellschaften oft verdrängt wird – zu unserem Nachteil (58-86).

Die *Ereigniszeit* beschreibt er als soziale Zeit, die durch Erlebnisse strukturiert wird. Man beginnt, wenn alle da sind; man endet, wenn ein Ereignis abgeschlossen ist. Sie ist flexibel, beziehungsorientiert und kultursensibel, für Außenstehende aber oft unvorhersehbar und schwer planbar. Levine hebt hervor, dass Ereigniszeit in vielen Kulturen (z.B. Lateinamerika, Afrika) soziale Harmonie über Effizienz stellt – ein Wert, den westliche Gesellschaften oft unterschätzen (122-144).

Drei Indikatoren leiteten seine empirischen Erkundungen: Erstens die *Gehgeschwindigkeit*, mit der Fußgänger:innen im Bereich der Innenstadt eine Strecke von 20 Metern zurücklegen. Gemessen wurde an klaren Sommertagen während der Hauptgeschäftszeiten und auf Wegen, die breit und leer genug waren, um ein eigenes Tempo entwickeln zu können. Zweitens die *Arbeitsgeschwindigkeit* – gemessen wurde die Zeit, die Angestellte am Postschalter brauchten, um eine Standardbriefmarke zu verkaufen. Drittens wurde die *Genauigkeit von 15 zufällig ausgewählten Uhren* an Bankgebäuden ausgewertet, um das Interesse der jeweiligen Stadt an der Uhrzeit zu bewerten. Die Uhren wurden jeweils mit der Telefonansage verglichen (37, 179).

Die Daten wurden in mindestens einer großen Stadt in 31 Ländern der Welt erhoben. Dabei wiesen die westeuropäischen Länder und Japan insgesamt die kürzesten Zeiten auf. Der Schweiz wurde „die Ehre des ersten Platzes“ zuteil (180f.), Japan folgte dicht dahinter auf Platz vier.

Brasilien musste sich mit Rang 29 zufriedengeben.

Die Schweiz diente Levine als Beispiel für eine stark auf Uhrzeit und Pünktlichkeit ausgerichtete Kultur: präzise öffentliche Verkehrssysteme, hohe Verlässlichkeit von Terminen und eine soziale Erwartung von pünktlichem Verhalten prägen den Alltag. Levine verglich Schweizer Zeitdisziplin mit anderen mitteleuropäischen Mustern und untersuchte, wie Institutionen (Bahn, Verwaltung, Geschäftsleben) und historische Faktoren die strikte Zeitordnung stabilisieren und Alltagseffizienz ermöglichen. Kurz: Levine wertete hohe Pünktlichkeits- und Temposcores als Ergebnis institutioneller Dichte, historischer Industrialisierung und ökonomischer Interessen, nicht allein als „kulturelle Mentalität“.

Japan beschrieb Levine als eine Gesellschaft mit hohem Lebenstempo, das sich in ausgeprägter Pünktlichkeit und hoher Effizienz zeigt; öffentliche Verkehrsmittel und Arbeitsabläufe sind bemerkenswert zuverlässig und zeitlich strikt organisiert. Soziale Normen sorgen für enge Synchronisation von Verhalten und Zeitplänen, individuelle Abweichungen werden häufig sanktioniert. Die starke Industrialisierung, dichte Urbanisierung und arbeitsteilige Wirtschaft beschleunigen Alltagsrhythmen, während eine leistungsorientierte und die Gruppenharmonie in den Vordergrund stellende Arbeitskultur mit langen Pendelzeiten und hohem Zeitdruck den Tagesablauf prägt. Gleichzeitig fordert das hohe Tempo eine langfristige Planungsorientierung: Zeit wird nicht nur als knappe Ressource behandelt, sondern gezielt für Effizienz und nachhaltige Organisation eingesetzt. Zugleich existieren aber auch sozial getragene Rituale und Erwartungsnetzwerke, die Zeitverhalten kontextabhängig modulieren.

Levine nutzte Brasilien, um starke kulturelle Tendenzen zur entspannten Zeitwahrnehmung und zu geringerem Zeitdruck zu illustrieren. Typische Beispiele sind gelassene Umgangsformen mit Terminen, längere soziale Begegnungen und ein allgemeines Toleranzniveau gegenüber Verzögerungen. Kurz: Levine interpretierte gelassenere Pünktlichkeitswerte als Ausdruck einer sozialen Priorität auf zwischenmenschlichen Interaktionen.

Aus den Ergebnissen dieser Erkundungen und den Forschungen anderer Wissenschaftler ergaben sich für Levine fünf Grundfaktoren, die das Tempo von Kulturen bestimmen:

1. Grad der Industrialisierung

Je stärker ein Land industrialisiert ist, desto höher ist in der Regel das Lebenstempo. Industrialisierung bringt Arbeitsteilung, Effizienzdenken und Zeitdisziplin mit sich. In solchen Gesellschaften ist Zeit oft Geld, und Pünktlich-

keit wird hochgeschätzt. Industrieländer wie Deutschland oder Japan zeigen ein hohes Maß an zeitlicher Strukturierung im Alltag.

2. Klima

In wärmeren Klimazonen ist das Lebenstempo tendenziell langsamer. Hitze beeinflusst körperliche Aktivität und soziale Rhythmen. Menschen in heißen Regionen neigen dazu, sich mehr Zeit zu nehmen, Pausen einzulegen und Aktivitäten an kühlere Tageszeiten anzupassen. Länder wie Mexiko oder Brasilien zeigen ein entspannteres Verhältnis zur Zeit, was Levine auch mit dem Klima in Verbindung bringt.

3. Bevölkerungsdichte

Dicht besiedelte Regionen weisen oft ein höheres Lebenstempo auf. In Ballungsräumen ist der Wettbewerb um Ressourcen (z. B. Zeit, Raum, Aufmerksamkeit) größer. Das führt zu effizienteren Abläufen und einem beschleunigten Alltag. Städte wie Tokio oder Zürich sind Beispiele für hohe Dichte und hohes Tempo.

4. Wohlstand

Wohlhabendere Länder tendieren zu einem schnelleren Lebenstempo. Wirtschaftlicher Reichtum ermöglicht Technologien, Infrastruktur und Dienstleistungen, die Zeit sparen. Zudem steigt der Druck, produktiv zu sein. In der Schweiz oder den USA ist Zeit ein knappes Gut, das effizient genutzt werden soll.

5. Kulturelle Werte

Die tief verankerten Vorstellungen einer Gesellschaft über Zeit, Arbeit, Beziehungen und das Selbst prägen das Tempo entscheidend. Manche Kulturen betonen Effizienz und Zielorientierung (monochrome Zeitauffassung), andere legen Wert auf Flexibilität und soziale Beziehungen (polychrone Zeitauffassung). Japan steht für Disziplin und soziale Synchronisation, während Brasilien stärker auf zwischenmenschliche Harmonie und Flexibilität setzt.

Levines Beobachtungen

Als Robert Levine 1997 sein Buch *A GEOGRAPHY OF TIME* veröffentlichte, wurde es in der populärwissenschaftlichen und kulturpsychologischen Literatur als origineller und zugänglicher Beitrag zur Zeitforschung wahrgenommen. Es wurde für seinen unterhaltsamen, anekdotenreichen Stil gelobt. Besonders in westlichen Industrieländern stieß Levine mit seiner Kritik an der „Uhr-Zeit“ und der „Eilkrankheit“ auf Resonanz. Das Buch wurde mehrfach neu aufgelegt und gilt heute als Klassiker der Zeitforschung. Es beeinflusste Diskussionen über Zeitmanagement, kulturelle Relativität und die Psychologie des Alltags. Aber hat sein Forschungsansatz heute noch Bestand? Wie stellt er sich im Verhältnis zur Postkolonialen Theorie dar?

Zentrale Kritikpunkte aus postkolonialer Perspektive

Postkoloniale Theorie kritisiert Darstellungen, die kolonisierte oder nicht-westliche Gesellschaften als homogen, passiv oder primitiv konstruieren, weil solche Erzählungen Wissenshierarchien reproduzieren und Machtverhältnisse ausblenden. Pauschale Zuschreibungen („die Mexikaner sind ereigniszeitlich geprägt“) werden als problematisch angesehen, weil sie historische Brüche und koloniale Kontinuitäten ausblenden. Gewarnt wird vor vereinfachenden Kulturtypologien, denn sie bergen die Gefahr, politische Praktiken (z. B. Entwicklungspolitik, Arbeitsnormen, Migration) zu legitimieren oder zu instrumentalisieren. Postkoloniale Ansätze fordern Transparenz über die Position der Forschenden und fordern partizipative Perspektiven, um fremdzuschreibende Effekte zu vermeiden.

In Hinblick auf Brasilien müsste daher der Forschungsansatz die Geschichte der Plantagenwirtschaft, Rassismus und urbane Ungleichheiten als Faktoren des Zeitverhaltens mitdenken, statt einen einheitlich „entspannten“ Habitus zu behaupten. Die Betonung von „Lebensfreude“ und „Flexibilität“ kann romantisierend wirken und strukturelle Ungleichheiten verdecken – es besteht die Gefahr der „Exotisierung“. Zeitpraktiken marginalisierter Gruppen (z. B. indigene Völker) werden nicht ausreichend berücksichtigt und können einen zu hohen Homogenitätseindruck erwecken.

Am Beispiel der Schweiz lässt sich Pünktlichkeit nicht allein kulturell lesen; Institutionen, vor allem aber ökonomische Interessen und transnationale Uhrenindustrie sind deutlicher zu thematisieren, um einen eurozentrischen Normativitätsvorwurf zu vermeiden. Es besteht die Gefahr einer „kulturellen Überhöhung“, wenn Präzision und Ordnung beschrieben werden, ohne deren historische und politische Bedingtheit zu hinterfragen.

Levines Kapitel 8, *Die Widersprüchlichkeit Japans*, ist deutlich komplexer und verdient eine differenzierte postkoloniale Kritik, die seinen historischen Rückgriff, die Analyse der Geschlechterverhältnisse und die politischen Dimensionen ernst nimmt.

Levine widmet Japan ein ganzes Kapitel und beschreibt es nicht nur als eine Gesellschaft mit hohem Lebenstempo, sondern analysiert die kulturelle Einbettung dieses Tempos im Kontext von Geschichte, Arbeitskultur und sozialer Erwartung. Er zeigt, wie die japanische Zeitpraxis nicht allein durch Effizienz geprägt ist, sondern durch soziale Präsenz, Gruppenkohärenz und ritualisierte Formen der Zugehörigkeit. Dabei verweist er auf die historische Entwicklung der Arbeitsorganisation, die enge Verbindung

zwischen Individuum und Unternehmen sowie die Rolle des Staates bei der Regulierung von Arbeitszeiten – inklusive der gescheiterten politischen Versuche, Überarbeitung zu begrenzen.

Aus postkolonialer Sicht lässt sich diese Darstellung nicht pauschal als eurozentrisch oder homogenisierend kritisieren. Vielmehr kämen hier vor allem die strengeren normativen Erwartungen zum Tragen: Postkoloniale Kritik würde nach einer Einbettung in Japans koloniale Vergangenheit fragen und wie diese Vergangenheit Zeitregime geprägt hat – etwa durch Disziplinierung, Expansion und Verwaltung. In Hinblick auf das Phänomen des „Todes durch Überarbeitung“ zeigt Levine, wie staatliche Versuche, die Arbeitsbelastung zu senken, an kulturellen und strukturellen Widerständen scheitern. Postkoloniale Theorie würde diese Dynamik als Ausdruck eines Spannungsverhältnisses zwischen globalen Modernisierungsimperativen und lokalen Zeitkulturen lesen – und fragen, wessen Interessen durch solche Reformen vertreten werden.

In aktuellen Diskussionen wird deutlicher betont, dass Zeitregime geschlechtlich codiert sind – etwa durch die ungleiche Verteilung von Sorgearbeit, die Levine kaum thematisiert. Eine postkoloniale Kritik würde auch hier ergänzen, dass diese Vielschichtigkeit nicht nur kulturell, sondern durch globale Machtverhältnisse strukturiert ist – und dass bestimmte Zeitformen (z. B. indigene, feministische, migrantische) systematisch entwertet werden. Zum Vorwurf könnte auch werden, dass Geschlechterverhältnisse zwar differenziert dargestellt, aber nicht dekonstruiert werden.

Unabhängig von postkolonialen Positionen lässt sich festhalten, dass viele der von Levine beschriebenen Zeitpraktiken, etwa das Pendeln oder die Präsenzkultur, sich im Wandel befinden. Remote Work, Work-Life-Balance und technologische Automatisierung verändern auch in Japan das Zeitgefühl

Fazit

Levine bietet in Kapitel 8 eine nuancierte, historisch informierte und sozialpsychologisch fundierte Analyse der japanischen Zeitkultur. Die postkoloniale Kritik setzt nicht an seiner empirischen Tiefe an, sondern an den „blinden Flecken“ seiner theoretischen Rahmung – insbesondere der fehlenden Reflexion kolonialer Machtverhältnisse, epistemischer Hierarchien und subalternen Zeitformen.

Bei der Auswertung seiner Messdaten weist Levine allerdings selbst auf die „nicht unbeträchtliche Arroganz“ (22) hin, mit der auf fremde Lebensräume geblickt wird und sieht die Gefahren darin, Verallgemeinerungen über die Charakteristika von Orten vorzunehmen, besonders,

wenn sie sich auf die kollektiven „Persönlichkeiten“ ihrer Bewohner beziehen (23). Er fragt sich selbst: *„Wie weit trifft unser Klischee vom lockeren Südkalifornier zu? Oder vom hektischen New Yorker? Wie ist das Lebenstempo in Japan verglichen mit Indonesien?“* (25). Wie leicht wechselt man kulturelle Normalität mit ethnozentrischer Überlegenheit? (142).

In seinen abschließenden „Acht Lektionen“, die er „uns Angehörigen einer „Zeit-ist-Geld-Kultur“ (251) anbietet, um unser Tempo zu verändern, formuliert er als Leitsatz: *„Kritisieren Sie nicht, was sie nicht verstehen!“* (264). Wenn wir einen kulturellen Kontext nicht vollständig verstehen, missdeuten wir leicht die Motive der Menschen. Und er ist sich auch der Gefahren von Geschwindigkeitsmessungen bewusst, wenn damit die Frage verbunden wird, wo die Menschen besser leben, wo sie gesünder, glücklicher, sozial engagierter sind. *„Bei der Antwort auf diese Frage geraten wir leicht in Versuchung, langsam für gesund und schnell für ungesund zu halten. ... Aber kulturelle Werte fallen nur selten in so wohlgeordnete Kategorien von Gut und Böse, besonders, wenn es um so tiefverwurzelte Werte wie die Zeit geht.“* (206).

Lassen wir uns von ihm also motivieren und lesen wir sein Buch noch einmal...

Literatur und Hintergrundinformationen:

Levine, Robert (1998): Eine Landkarte der Zeit, Piper (Originalausgabe: A Geography of Time, New York 1997, alle Seitenangaben im Text verweisen auf die angegebene deutsche Übersetzung)

Broszinsky-Schwabe, Edith (2017): Interkulturelle Kommunikation – Missverständnisse und Verständigung, Springer, 2. Auflage

Coulmas, Florian (2000): Japanische Zeiten – Eine Ethnologie der Vergänglichkeit, Kindler

Intercultural Success 53: <https://intercultural-success.de/53-wie-haengt-das-wohlbefinden-und-lebenstempo-bei-kulturen-zusammen/>

blog.litteratur.ch: Robert Levine: Eine Landkarte der Zeit <https://blog.litteratur.ch/WordPress/?p=8366>

Postkolonialismus und intellektuelle Dekolonisation <https://www.bpb.de/themen/kolonialismus-imperialismus/postkolonialismus-und-globalgeschichte/240817/postkolonialismus-und-intellektuelle-dekolonisation/>

Dr. Susanne Schroeder,
Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik

DGfZP in Sozialen Medien

Die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik ist auch in den sozialen Medien vertreten.

Folgen Sie der DGfZP bei  <https://linkedin.com/company/dgfzp>

Geteilt werden Anregungen zu den Themen Zeit und Zeitpolitik sowie Hinweise unserer Mitglieder auf Veranstaltungen oder Veröffentlichungen. Die Accounts werden derzeit von unserem Vorstandsmitglied

Elke Großer betreut. Kommentare, Anregungen und Material bitte senden an

elke.grosser@zeitpolitik.de.



Straßenszene in Beijing

BIAO XIANG

Schrittgebundenes Leben

Warum geben junge chinesische Berufstätige ihr Recht auf Zeit auf und wie können sie es zurückgewinnen?

Ai, eine 32-jährige Wirtschaftsadvokatin in Peking, erzählte mir, dass sie sich nicht daran erinnern kann, wann sie das letzte Mal in der Sonne spazieren gegangen ist. Sie geht jeden Morgen vor 7 Uhr ins Büro und verlässt die Kanzlei nie vor 20 Uhr abends, auch an vielen Wochenenden. Wie viele Berufstätige in China ist Ais Recht auf Zeit – das Recht auf geschützte private Zeit und das Recht, mitzubestimmen, wie die eigene Zeit genutzt werden soll – stark eingeschränkt. Das gilt für Handarbeit genauso wie für Kopfarbeit. Einige Technologieunternehmen haben die sogenannte 996-Arbeitszeit (von 9 Uhr morgens bis 21 Uhr abends, 6 Tage die Woche) eingeführt, die in einigen Fällen auf das 007-Modell (von Mitternacht bis Mitternacht, sieben Tage die Woche) „aufgerüstet“ wurde. Diese Praktiken verstoßen eindeutig gegen das chinesische Gesetz. Die Kommunistische Partei Chinas verabschiedete 1922 die „Acht-Stunden-Arbeitstag-Resolution“, innerhalb des ersten Jahres ihrer Gründung. Das Arbeitsgesetz von 1994 erhob den Acht-Stunden-Arbeitstag zu einem gesetzlichen Anspruch. Dasselbe Gesetz gewährt Arbeitnehmerinnen einen Mutterschaftsurlaub von mindestens neunzig Tagen, der in vielen Provinzen bis 2025 auf 158 Tage oder mehr verlängert wurde, mit zusätzlichen 15 Tagen Vaterschaftsurlaub. Warum hat dieses fortschritt-

liche Gesetz das Recht der Arbeitnehmer auf Zeit nicht geschützt?

Was noch rätselhafter ist: Dass viele derjenigen, die am meisten unter den langen Arbeitszeiten leiden, relativ jung (25–45 Jahre alt) sind, gut ausgebildet, gut informiert, als Einzelkinder aufgewachsen und daher sensibel für persönliche Rechte, selbstbewusst und in vielen Lebensbereichen sogar anspruchsvoll. Warum wehren sie sich nicht? Unter den von mir befragten Personen (hauptsächlich Lehrer, Techniker und Mitarbeiter öffentlicher Einrichtungen) scheinen viele an das ausgefüllte Arbeitsleben gebunden zu sein. Xu ist eine Mittelschullehrerin im gleichen Alter wie Ai. Sie stand unter starkem Arbeitsdruck, um die Prüfungsergebnisse der Schüler zu verbessern. Als sie über ihre Sorgen sprach, erwähnte sie jedoch die Freizeit als Problem. „*Ich gerate in Panik und fühle mich schuldig während der Ferien, und ich denke immer, ich muss etwas tun. Dann denke ich, was soll ich jetzt tun? Wirklich, ich kümmere mich nicht um die Arbeitsbelastung, solange ich einem klaren Weg folgen kann.*“

Es ist schwer vorstellbar, dass jemand wie Xu, die Angst vor Freizeit hat, Freizeit einfordert. Aber ohne eine solche Forderung der Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen

wird das Recht auf Zeit, wie jedes Recht, nicht verwirklicht. Junge chinesische Berufstätige können die anstrengenden Arbeitsbedingungen in China stark kritisieren und doch scheinen sie die Entziehung ihres Rechts auf Zeit stillschweigend hinzunehmen. Auf Grundlage meiner Forschung behaupte ich, dass dieses Einverständnis widerspiegelt, wie ihre allgemeine Lebenswahrnehmung – einschließlich der Wahrnehmung dessen, was wünschenswert und was furchterregend ist – sie daran hindert, realistische Maßnahmen zu ergreifen, um Alternativen zu suchen. Daher ist es dringlich, diesen allgemeinen Lebenszustand zu klären, den ich als „schrittgebundenes“ Leben bezeichne.

Wenn man einen Schritt verpasst, kann man alle Schritte verpassen

Ein schrittgebundenes Leben ist eine spezifische Vorstellung vom Leben. In dieser Vorstellung verpasst man alles, wenn man einen Schritt verpasst. Es wird keine Chance geben, den Verlust später auszugleichen. Dies erklärt, warum Eltern in China bereits im Kindergarten in die Bildung ihrer Kinder investieren – um zu vermeiden, „am Start (des Rennens) zu verlieren“. Ich kenne mehr als eine Vorschul-Nachhilfeagentur in China, die sich „Die Startlinie“ nennt. Es wird allgemein angenommen, dass die Qualität der Grundschule, die ein Kind besucht, die Qualität seiner/ihrer weiterführenden Schule erheblich beeinflussen wird, was wiederum seine/ihre Chancen auf den Besuch einer qualitativ hochwertigen weiterführenden Schule, Universität und Firma beeinflussen wird.

Diese Vorstellung ist im Allgemeinen zutreffend und wurde wiederholt bestätigt. Zum Beispiel gibt es das sogenannte „Phänomen des 35. Lebensjahres“, wonach man bis zum 35. Lebensjahr eine bestimmte Station erreicht haben muss, wenn man jemals erfolgreich sein möchte. Eine solche Idee – die in allen Berufszweigen weit verbreitet ist – sendet eine erschreckende Warnung über die Folgen des Verpassens kritischer Schritte im Karriereverlauf. Ein Magazinartikel über Karrieren im öffentlichen Dienst kommentiert: *„Wenn du mit 35 Jahren nicht den Rang Ke erreichst (in der Regel der Leiter eines kleinen Büros mit 2–5 Mitarbeitern), ist deine Zukunft vorbei; wenn du bis 45 noch nicht die Schwelle zum stellvertretenden Chu überschritten hast (Leiter einer Abteilung mit 5–20 Mitarbeitern), bleibst du höchstwahrscheinlich dein Leben lang dort stecken; und wenn du mit 50 immer noch auf der Ebene des vollen Chu verharrst, solltest du besser über eine Exit-Strategie nachdenken.“*

An Universitäten sind die Karrierechancen düster, wenn man es nicht schafft, bis zum 35. Lebensjahr in den Tenure-

Track zu gelangen. Im privaten Sektor – insbesondere in der IT-Branche – steigt die Wahrscheinlichkeit, entlassen zu werden, dramatisch, sobald man das 35. Lebensjahr überschreitet. Einige führen den „Fluch der 35“ auf den Wettbewerb zurück: Da so viele Menschen um Arbeitsplätze konkurrieren, warum sollte der Arbeitgeber nicht die Jüngeren auswählen? Junge Mitarbeiter sind begehrt, weil sie tendenziell gehorsamer, flexibler, lernwilliger sind und als schneller lernend gelten. Sie sind auch eher ledig und können 10 Stunden am Tag im Büro bleiben. Schließlich (und wahrscheinlich am wichtigsten für den Arbeitgeber) soll die Altersgrenze die „wirklich Fähigen“ von den weniger Fähigen unterscheiden. Wie mir ein Technopreneur sagte, sind in seiner Ansicht diejenigen, die sich vor dem 35. Lebensjahr auszeichnen, diejenigen mit echtem Potenzial und sollten als Hauptstütze des Unternehmens gehalten werden. Der Rest ist entbehrlich und sollte entlassen werden, solange immer man jüngere Mitarbeiter finden kann.

In einer starren Schrittfolge gefangen zu sein bedeutet auch, dass auf einen erfolgreichen Schritt stets ein weiterer folgen muss, der zu noch größerem Erfolg führt. Andernfalls gilt das Abweichen von einem erfolgreichen Weg und das Ausprobieren von etwas anderem manchmal als „verantwortungslos“. Viele junge Chinesinnen und Chinesen fürchten, was passieren könnte, wenn ihre Eltern sehen, dass sie einen „Rückschritt“ (tuibu) machen. Wie Su, eine junge Berufstätige, erklärte: *„Es ist sehr schwierig, wenn dein glänzender Aufstieg plötzlich ins Stocken gerät oder eine unerwartete Wendung nimmt.“* Su kündigte vor zwei Jahren gegen den Willen ihrer Eltern ihren sicheren Job in einer Anwaltskanzlei. *„Eltern können das nicht verkraften. Meine Eltern haben immer noch das Gefühl, dass sie meinetwegen das Gesicht verloren haben [unter Freunden und Verwandten].“* Ihre Eltern fragten sie, was schiefgelaufen sei: *„Du warst früher das beste Kind, als du jung warst [im Vergleich zu anderen Kindern von Verwandten und Kollegen]. XXs Kind war viel schlechter als du, aber schau, was er jetzt erreicht hat.“* Am Anfang erzählten ihre Eltern anderen, dass Su nach Hause gekommen sei, weil sie während der COVID-Pandemie auf Telearbeit umgestiegen sei. Als die Pandemie endete, weigerten sich ihre Eltern, mit ihr im Wohnkomplex spazieren zu gehen, aus Angst, sie müssten den Nachbarn erklären, warum ihre Tochter immer noch da sei.

Ein schrittgebundenes Leben wird aus Angst vor Reue verinnerlicht. *„Es darf nicht passieren, dass ich in Zukunft einen Schritt bereue.“* Dies ist eine häufige Erklärung meiner Gesprächspartner und -partnerinnen, warum sie so vorsichtig planen müssen, welchen Schritt sie zu welchem Zeitpunkt unternehmen. Reue ist wohl eine der schmerz-

haftesten menschlichen Erfahrungen und die Angst vor zukünftiger Reue prägt die Handlungen in der Gegenwart. Dies führt wiederum zu einer Katastrophenmentalität: eine Denkweise, bei der jeder kleine Fehler später zu Katastrophen führen könnte. Meine Gesprächspartner und -partnerinnen führen dies auf das, was allgemein als „die sehr geringe Fehlertoleranzrate in der Gesellschaft“ bezeichnet wird, zurück. Sie haben das Gefühl, dass der Spielraum für Fehler in der Gesellschaft so gering ist, dass man nie eine zweite Chance hat.

Der Kontext des schrittgebundenen Lebens: Komprimierte, inklusive, wettbewerbsfähige und straff organisierte Entwicklung

Warum ist der Spielraum für Fehler in der chinesischen Gesellschaft so eng geworden? Das schrittgebundene Leben ergibt sich aus einer Reihe von Merkmalen der rasanten Entwicklung Chinas, die wiederum historisch bedingt sind.

Erstens war Chinas rasante wirtschaftliche Entwicklung nach den 1980er Jahren ein hochkomprimierter Prozess, eine Fortsetzung der Suche Chinas nach Modernität, die im späten 19. Jahrhundert begann. Schockiert von den Opiumkriegen (1840er Jahre) und angesichts der Gefahr, von fremden Mächten geteilt und besetzt zu werden, waren die chinesischen Eliten entschlossen, mit außergewöhnlichen Mitteln aufzuholen. Der Sozialismus sollte ein großer Sprung nach vorne sein und die Entwicklungsstufen überspringen, die der Westen durchlaufen hatte, um schnell gleichwertig zu werden. Als in den 1980er Jahren die Führung entschied, dass der Sozialismus kein wirksames Mittel zur Erreichung einer komprimierten Entwicklung war, startete die Kommunistische Partei ihre marktorientierten Reformen. „Zeit ist Geld, Effizienz ist Leben“ war einer der ersten Slogans, die an die Wände geschrieben wurden, um frühere revolutionäre Parolen zu ersetzen. Dieses historische Dringlichkeitsgefühl, das in der offiziellen Ideologie verankert ist, übersetzt sich in die individuelle Lebenswahrnehmung: Man sollte immer aktiv planen und Initiativen im Leben ergreifen, anstatt einfach nur zu folgen. Diese energiegeladene Lebensweise neigt dazu, einseitig zu sein: Die Menschen werden ermutigt, ihre Energie auf ein einziges Ziel zu konzentrieren und andere Bedürfnisse wie Ruhe, Freundschaft und sogar die eigene Gesundheit zu unterdrücken. In einer verdichteten Ökonomie ist ein hohes Entwicklungstempo nicht nur erwünscht, sondern auch notwendige Problemlösung. Chinesische Offizielle erinnern die Bevölkerung immer wieder daran: Schwierigkeiten, die im Verlauf der Entwicklung entstehen, lassen sich nur durch eine weitere Beschleunigung der Entwicklung lösen.

Zweitens ist Chinas Entwicklung, obwohl sie die Ungleichheit schnell vergrößert, immer noch inklusiv. Als China Ende der 1970er Jahre mit seinen Reformen begann, waren die meisten Bürger gleichermaßen arm, aber dank der relativ egalitären Bildungs- und Gesundheitsversorgung während der sozialistischen Ära auch gleichermaßen versorgt. Jeder stand an derselben Startlinie. Auch aufgrund ihrer gemeinsamen sozialistischen Ideale glaubten alle, dass sie berechtigt waren, an der nationalen Entwicklung teilzunehmen und davon zu profitieren. Die Tatsache, dass die frühesten Nutznießer der Reform diejenigen in Randpositionen waren, wie Bauern und arbeitslose Jugendliche, vermittelte die starke Botschaft, dass jeder es schaffen kann, solange er hart arbeitet. Die Inklusivität der Entwicklung wurde auch institutionell durch den Ausbau der sozialen Wohlfahrt aufrechterhalten. Bis Ende 2015 waren mehr als 95 % der chinesischen Bürger krankenversichert. Der Umfang der Leistungen bleibt zwar gering, doch verhindert er, dass große Teile der Bevölkerung von der nationalen Wirtschaft ausgeschlossen werden.

Wenn 1,4 Milliarden Menschen denselben Traum in einer komprimierten, marktorientierten Entwicklung verfolgen, führt dies natürlich zu einem heftigen Wettbewerb. Im schrittgebundenen Leben wird durch den Vergleich mit anderen definiert, was ein richtiger Schritt ist – welchen Schritt man zu welchem Zeitpunkt machen muss. Wenn alle diesen Schritt machen, muss man ihn auch machen, und man sollte immer versuchen, den Schritt vor anderen zu machen. Wettbewerb an sich ist nichts Bemerkenswertes, aber was den Wettbewerb in China ungewöhnlich macht, ist, dass er straff organisiert ist. Wettbewerb entsteht nie spontan horizontal zwischen Individuen. Vielmehr erfordert Wettbewerb eine Autorität, die Kriterien festlegt, urteilt, Regeln durchsetzt und Belohnungen vergibt. Er ist daher vertikal organisiert. Der Wettbewerb in China ist in dem Sinne straff organisiert, dass die Wege zu einem wünschenswerten Leben begrenzt und eng sind. Es wird immer seltener, dass jemand erreicht, was er will, indem er einen neuen Weg einschlägt, zum Beispiel eine erfolgreiche Karriere ohne Universitätsabschluss. Der Wettbewerb in China ist auch durch hochsichtbare und nahezu universelle – wenn auch nicht immer explizite – Differenzierungskriterien straff organisiert. Menschen vergleichen sich – und werden verglichen – mit Klassenkameraden, Kollegen und sogar Freunden anhand von akademischen Leistungen, Arbeitsleistungen, Einkommen, Vermögen oder Status.

Das sozialistische Erbe hat – trotz des Verbots von Konkurrenz um individuelle materielle Vorteile – ein ausgefeiltes und höchst wirksames Instrumentarium her-

vorgebracht, das Individuen zum Zweck der politischen Mobilisierung differenzierte; etwa durch die Einteilung von Beschäftigten in „Arbeitsvorbilder“, „fortgeschrittene Elemente“ und „rückständige Elemente“.

Während diese Titel in der Reformära obsolet wurden, hat sich die allgemeine Methode, Individuen durch Differenzierung, Belohnung und Beschämung zu motivieren, in verschiedenen Institutionen weiter verfestigt. Schließlich wird der Wettbewerb durch die strenge Regulierung des individuellen Lebens – insbesondere von Berufstätigen – straff organisiert. Das Bildungssystem ist ein typischer Fall. Der Staat kontrolliert, welche Inhalte die Schüler lernen, welche Prüfungen sie ablegen und welche Konsequenzen ihre Erfolge oder Misserfolge haben. Ein Beispiel: Der völlig banale Status der „frischen Hochschulabsolventen“ – jeder Hochschulabsolvent beginnt als frischer Hochschulabsolvent – ist jetzt etwas, das die Absolventen einkalkulieren müssen, da Arbeitgeber frische Hochschulabsolventen denen vorziehen, die ein Jahr früher abgeschlossen haben. Dies liegt teilweise daran, dass Unternehmen glauben, neue Absolventen seien leichter zu managen, aber die Regierung übt auch Druck auf Unternehmen aus, „frische“ Absolventen zu bevorzugen, um den Eindruck zu erwecken, dass die meisten Hochschulabsolventen Jobs finden. Inzwischen wird die Arbeitslosigkeit „älterer“ Absolventen als weniger brennend angesehen und daher ignoriert. Unabhängig von den Gründen ergibt sich die klare Wirkung, dass frische Absolventen sich bemühen müssen, erfolgreich zu sein, bevor sie zu „ehemaligen Absolventen“ werden.

Ausstieg oder Seitenwechsel

Der Druck, der mit dem schrittgebundenen Leben verbunden ist, wird noch größer, wenn das Wirtschaftswachstum nachlässt – ein Trend, der seit 2015 offensichtlich geworden ist. Junge chinesische Berufstätige konkurrieren jetzt härter um abnehmende Chancen, während gleichzeitig die tatsächlichen Erträge aus dem Wettbewerb sinken. Als Reaktion darauf haben einige das System „verlassen“. Sie kündigen Jobs bei großen Unternehmen, ziehen in Gegenden mit niedrigen Kosten, probieren neue Lebensstile als Bauern, Ladenbesitzer, digitale Nomaden aus oder werden einfach für eine Weile arbeitslos. Der Ausstieg ist jedoch eine sehr kostspielige Strategie. Nur wenige können es sich leisten und diejenigen, die es tun,

stehen oft unter starkem Druck ihrer Familien. Und weil das schrittgebundene Leben so verinnerlicht ist, fühlen sich diejenigen, die „aussteigen“, möglicherweise verloren. Ke, ein 26-jähriger Mann, kündigte seinen Job in einer anspruchsvollen Position in einer öffentlichen Einrichtung (eine Zeit lang musste er im Büro schlafen), um sich auszuruhen und seine Gesundheit zu erholen. Er stellte fest, dass ihm die freie Zeit Angst machte. *„Meine Ausbildung hat mir die Gewohnheit gegeben, wie eine Maschine zu handeln.“* Ke reflektiert: *„Ich will immer Stunden vom Schlaf sparen, ich denke immer, wie ich mehr lernen und mehr arbeiten kann.“* Berufstätige wie Ke sind nicht nur des Rechts auf Zeit beraubt, sondern auch der Fähigkeit, freie Zeit zu nutzen.

Im Vergleich zum Ausstieg könnte eine Strategie des „Seitenwechsels“ realistischer sein. „Seitenwechsel“ bedeutet, dass eine Person die Fähigkeit entwickelt, freie Zeit zu finden, zu schützen und zu nutzen, wann immer dies möglich ist, ohne das System ganz zu verlassen. Einige junge chinesische Berufstätige tun genau das. Sie schützen ihre freie Zeit, indem sie sie mit Aktivitäten wie der Organisation von Stadtpaziergängen, der Einrichtung experimenteller Theater, der Teilnahme an Lesegruppen und dem Filmen ihrer Nachbarschaft füllen. Eine Gesprächspartnerin entschied sich, bei der Bewerbung um Jobs die Pendelzeit von zu Hause aus auf 30 Minuten zu begrenzen. Auf diese Weise möchte sie mehr freie Zeit gewinnen. Diejenigen, die Schritte zur Seite machen, scheinen eher in der Lage zu sein, ihr schrittgebundenes Leben zu verhandeln; zum Beispiel, indem sie Beförderungsanträge verschieben oder sich von berufsbezogenen Wettbewerben fernhalten. Der Schlüssel zum Seitenwechsel besteht darin, soziale Beziehungen zu pflegen, Aktivitäten zu initiieren und sogar physische Räume abzugrenzen (zum Beispiel den täglichen Pendelradius).

Diese Aktivitäten sind wichtig, da sie konkrete Bedingungen schaffen, unter denen Menschen ihre freie Zeit sinnvoll nutzen, die Anziehungskraft dessen erfahren, was das Recht auf Zeit dem Leben verleiht, und hoffentlich das Vertrauen entwickeln, das nötig ist, um dieses Recht in Zukunft einzufordern.

Prof. Biao Xiang,
Direktor des Max-Planck-Instituts
für Sozialanthropologie in Halle

Microsoft Copilot. KI-gestützte Textbearbeitung.
Microsoft, [Abrufdatum 20. 10. 2025]. Verfügbar über:
<https://copilot.microsoft.com> – Text nachbearbeitet
durch Dietrich Henckel und Susanne Schroeder
Der Originaltext ist unter der Rubrik „Ausgewählte Artikel
lesen“ beim ZpM 47 nachzulesen.



LUKAS N. EGGERT

Beschränkte Eigenzeit: Zeitpolitik, Videospiele und Stress in China

Es ist aktuell keine gute Zeit, Videospieler in China zu sein. Eingezwängt zwischen den Erwartungen einer verrinnenden Leistungsgesellschaft und den Vorgaben eines autoritären Parteistaates bleibt kaum Raum für „verspielte“ Freizeit. Wo sie doch existiert, ist sie häufig von Schuldgefühlen und Stress begleitet. Erholung dient hier, im Sinne von Karl Marx, primär der Regeneration der Arbeitskraft, nicht dem Selbstzweck.¹ Onlinespiele, die sich oft von beiläufigen Hobbys zu zeitintensiven Praktiken entwickelt haben, passen nur bedingt in diese Vorstellung. Sie markieren ein Spannungsfeld zwischen den zeitpolitischen Vorgaben des Staates, den gesellschaftlichen Ansprüchen an Produktivität und den individuellen Bedürfnissen nach Helga Nowotnys Eigenzeit², einer selbstbestimmten Nutzung von Zeit. Daraus resultieren chronische Zeitknappheit, Zerrissenheit zwischen Lebenssphären und eine paradoxe moralische Konstellation. Fast 40 % der chinesischen Bevölkerung, knapp 550 Millionen Menschen, und sogar fast 70 % aller Zehn- bis Neunzehnjährigen spielten im Jahr 2022 regelmäßig,³ sollten aber im Lichte offizieller staatlicher Diskurse Schuldgefühle empfinden und damit auch Stress.

1 Karl Marx, *Das Kapital: Kritik der politischen Ökonomie* (Otto Meissner, 1867).

2 Helga Nowotny, *Eigenzeit: Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls*, 1. Auflage, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft (Suhrkamp, 1989).

3 Xiaoxia Gu u. a., „The Impact of Video Game Playing on Chinese Adolescents' Academic Achievement: Evidence from a Moderated Multi-Mediation Model“, *PLOS ONE* 19, Nr. 11 (2024): e0313405, <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0313405>.

Eigenzeit unter Druck

Nowotny unterscheidet Eigenzeit, die subjektive Gestaltung und Aneignung des eigenen Zeithaushalts, von den kollektiven Rhythmen, die Gesellschaften oder Staaten organisieren und die dem Individuum vorgegeben werden (Sozialzeit oder auch Weltzeit). In China wird diese Eigenzeit besonders knapp, weil der Parteienstaat nicht nur Rahmen setzt, sondern Zeitnutzung auch aktiv reguliert. Wie Nicola Spakowski in einer früheren Ausgabe des Zeitpolitischen Magazins betont, benötigt der Staat „*hart arbeitende Subjekte, die das Modell der Systemlegitimierung und Stabilität durch Wachstum aufrechterhalten*“.⁴ In einer Kultur toxischer Arbeitserwartungen (Stichwort: 996-Arbeitswoche⁵), extremen Bildungsdrucks (die chinesische Hochschulzugangsprüfung *gaokao* entscheidet maßgeblich über Zukunftschancen) und internalisierter Leistungspflicht wird Eigenzeit zur kostbarsten Ressource. Freizeit verliert so den Charakter des Eigenen und wird quasi zu Sozialzeit – Zeit, die sich in den Rhythmus von Arbeit, Schule und Produktivität einfügen muss und der Eigenzeit übersortiert wird.

Barbara Adam erweitert diesen Blick, indem sie Zeit als plural und konflikthaft versteht. Unterschiedliche Zeit-

4 Nicola Spakowski, „Der Staat als Zukunftsmacher“, *Zeitpolitisches Magazin*, Nr. 42 Zukunft machen – zwischen Dystopie, Utopie und Fahren auf Sicht (2023): 13–15.

5 „996“ heißt in vielen chinesischen Firmen der normalisierte Alltag, von neun Uhr morgens bis neun Uhr abends, sechs Tage die Woche zu arbeiten, somit 72 Stunden pro Woche.

logiken, z. B. biologische Rhythmen, institutionelle Vorgaben, ökonomische Produktionszeiten und Eigenzeit überlagern sich. Moderne Gesellschaften produzieren deshalb permanente Spannungen zwischen diesen Zeitordnungen.⁶ In China zeigt sich dies besonders deutlich: Die staatlich verordnete Zeitlogik von Lernen und Produktivität kollidiert mit den Eigenzeiten Jugendlicher und Gamer, die Spiel und Muße suchen.

Von geistigem Opium zur Regulierung

Die zuvor skizzierte Spannung zwischen Eigenzeit und staatlicher Sozialzeit wurde ab 2018 mit der Bündelung der institutionellen Verantwortung für Videospiele in China bei der National Press and Publication Administration (NPPA, *Guojia Xinwen Chubun Shu*) besonders sichtbar. Die Behörde verhängte 2018 einen neunmonatigen Lizenzstopp, sodass in dieser Zeit kein neues, weder heimisches noch internationales, Spiel auf den chinesischen Markt gelangen konnte. Ziel war es, die Genehmigungsprozesse neu zu ordnen und strengere inhaltliche Vorgaben zu entwickeln. Da jedes Videospiel in China eine Lizenz benötigt, führte der Stopp zu erheblichen wirtschaftlichen Verlusten für die Branche und dem Ende vieler kleinerer Spielefirmen.

2019 folgte die dann erste spezifische Zeitregulierung für unter 18-jährige im Online-Gaming: Für Jugendliche wurde das Spielen auf 1,5 Stunden pro Tag begrenzt, an Feiertagen auf drei Stunden. Gleichzeitig führte die NPPA Obergrenzen für Ausgaben bei In-App-Käufen ein. Damit wurde nicht nur die verfügbare Freizeit, sondern auch die ökonomische Teilhabe an Onlinespielen staatlich reguliert.

Die entscheidende Verschärfung erfolgte im August 2021. In einem Artikel des Staatsmediums ECONOMIC INFORMATION DAILY (*Jingji cankaoban*) wurden Onlinespiele als „spirituelles Opium“ (*jingshen yapian*) bezeichnet. Eine Formulierung, die bewusst an das historische Trauma der Opiumkriege im 19. Jahrhundert anknüpfte und Gaming damit auf das Niveau der Gefährdungen der nationalen Sicherheit erhob. Kurz darauf verschärfte die NPPA die Regeln noch einmal: Minderjährige durften fortan nur noch drei Stunden pro Woche und in einem eng definierten Zeitfenster von Freitag bis Sonntag jeweils zwischen 20 und 21 Uhr spielen. Gaming als wichtiger Bestandteil der Freizeit vieler Jugendlicher (zur Erinnerung: 70 % aller Zehn- bis Neunzehnjährigen spielen regelmäßig⁷) wurde

damit buchstäblich in ein staatlich vorgegebenes Raster gepresst: Der Staat entscheidet nicht nur, wie viel gespielt wird, sondern auch wann.

Zur Durchsetzung dieser Regeln griffen die Unternehmen auf technische Kontrollmechanismen zurück. Über Klarnamenpflicht⁸ und teils sogar Gesichtserkennung, etwa im Fall der „Midnight Patrol“ von Tencent⁹, wurde der Zugang reguliert. Der Staat verband so mediale Stigmatisierung („Opium“) mit harten zeitlichen Restriktionen und einer technologischen Infrastruktur, die Eigenzeit in Sozialzeit transformierte.

Herrschaft über Zeit und Resonanzverlust

Durch diese staatlichen Vorgaben verliert Online-Gaming eine zentrale Qualität: offene Zeitlichkeit, die Raum für Resonanz schafft. Laut Hartmut Rosa bedeutet Resonanz die Möglichkeit des vollständigen Eintauchens und der Selbstwirksamkeit.¹⁰ Stattdessen entsteht entfremdete Freizeit, eine Aktivität, die von Fremdrhythmen dominiert ist, repulsiv wirkt und Schuldgefühle hervorruft. Was Eigenzeit sein könnte, wird in Sozialzeit transformiert.

Rosa weist zudem darauf hin, dass moderne Gesellschaften durch Beschleunigung geprägt sind. Immer mehr Aktivitäten werden in immer weniger Zeit gepresst. Diese Dynamik zeigt sich auch im Online-Gaming: Updates, Events und immer neue In-Game-Belohnungen erzeugen Anreize permanenten Onlineseins und damit das Potential von Zeitknappheit, Abhängigkeit und Stress. Der chinesische Staat reagiert darauf, indem er Eigenzeit von Jugendlichen radikal zu verknappt versucht. Man kann jedoch auch argumentieren, dass Peking hier, statt Stress zu lindern, diesen verschärft, weil Resonanzräume und Erholung reduziert und Entfremdung verstärkt werden.

Offiziell dienen die Restriktionen der Stress- und Suchtprävention. Empirisch erwiesen sie sich jedoch als wenig wirksam. Eine groß angelegte Studie in Nature Human Behaviour zeigt, dass „Heavy Gaming“ (mehr als 30 Stunden pro Woche) nach den Restriktionen nicht signifikant

6 Barbara Adam und Barbara Adam, Das Diktat der Uhr: Zeitformen, Zeitkonflikte, Zeitperspektiven, Deutsche Erstausgabe, Erste Auflage, übers. von Frank Jakubzik (Suhrkamp, 2005).

7 Gu u. a., „The Impact of Video Game Playing on Chinese Adolescents' Academic Achievement“.

8 Die Klarnamenpflicht ist ein System, das Nutzer verpflichtet, sich mit ihrem echten Namen und einer gültigen Identität, meist authentifiziert über einen staatlich ausgestellten Personalausweis, bei Online-Diensten und Spielen zu registrieren. Ziel ist es, insbesondere Minderjährige zu identifizieren und deren Spielzeit gemäß den staatlichen Regulierungen zu begrenzen.

9 Die „Midnight Patrol“ von Tencent ist ein von der Firma eingeführtes System mit Gesichtserkennungstechnologie, das in China dazu dienen soll, Minderjährige vom Spielen zwischen 22:00 und 08:00 Uhr nachts abzuhalten. Dieses System wurde von vielen anderen Spieleherstellern übernommen.

10 Hartmut Rosa, Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung, 3. Auflage (Suhrkamp, 2016).

zurückging.¹¹ Stattdessen stieg die Zeit sogar leicht an. Da ein Großteil der in der Studie betrachteten Spielzeit aber vermutlich von Erwachsenen stammt, ist dies mit Vorsicht zu betrachten. Für Jugendliche selbst belegen Studien, dass Leistungsverpflichtungen, Prüfungsangst und Schlafmangel die Hauptstressfaktoren sind. Online-spiele dienen dagegen eher als Coping-Mechanismus.¹² Indem der Staat diesen Raum beschneidet, verstärkt er paradoxerweise genau das Stresserleben, das er indirekt durch Suchtprävention abbauen wollte.

Der chinesische Staat bewertet diese Entwicklung anders. Ein Bericht der semi-offiziellen China Audio-Video and Digital Publishing Association (*Zhongguo Yinxiang yu Shuzi Chubian Xiehui*) aus dem Jahr 2024 kommt zu dem Schluss, dass rund 75 % aller Minderjährigen nicht mehr als drei Stunden pro Woche spielen und bezeichnet die 2021 eingeführten Regulierungen offiziell als Erfolg. Gleichzeitig räumt der Bericht jedoch ein, dass Umgehungsstrategien festgestellt wurden, mit denen Jugendliche die Beschränkungen unterlaufen.¹³

Jugendliche zwischen Anpassung und Gegenzeit

Weitere Forschungsberichte und vom Autor geführte Interviews zeigen eine Vielzahl widerständiger Zeitpraktiken: Sie nutzen Erwachsenen-Accounts, umgehen Kontrollsysteme durch technische Mittel wie etwa VPNs, wechseln zwischen Spielen unterschiedlicher Anbieter oder greifen vermehrt auf Offline-Titel und alternative Plattformen zurück.¹⁴ Diese Praktiken können als kleine Akte chronopolitischen Widerstands verstanden werden. Sie zeigen, dass Eigenzeit nicht nur abstrakt enteignet wird, sondern auch aktiv zurückerobert werden kann: Dies geschieht allerdings oft im Verborgenen und ist riskant und oft konfliktgeladen gegenüber Eltern und Schule. Eigenzeit wird so zu einem umkämpften Terrain, in dem Subjekte Autonomie behaupten, indem sie Grauzonen und Schlupflöcher nutzen.

11 David Zendle u. a., „No evidence that Chinese playtime mandates reduced heavy gaming in one segment of the video games industry“, *Nature Human Behaviour*, advance online publication, 10. August 2023, <https://doi.org/10.1038/s41562-023-01669-8>.

12 Antonius J. Van Rooij u. a., „A weak scientific basis for gaming disorder: Let us err on the side of caution“, *Journal of Behavioral Addictions* 7, Nr. 1 (2018): 1–9, <https://doi.org/10.1556/2006.7.2018.19>; Nick Ballou und David Zendle, „Clinically Significant Distress“ in Internet Gaming Disorder: An Individual Participant Meta-Analysis“, *Computers in Human Behavior* 129 (April 2022): 107140, <https://doi.org/10.1016/j.chb.2021.107140>.

13 National Press and Publication Administration (NPPA), 2024 *Zhongguo Youxi Chanye Weichengnianren Baohu Baogao Fabu* '2024 China Game Industry Minor Protection Report' Released (2024), https://www.nppa.gov.cn/xxfb/ywdt/202412/t20241216_877443.html.

14 Zendle u. a., „No evidence that Chinese playtime mandates reduced heavy gaming in one segment of the video games industry“.

Auch die Räume des Spielens haben sich dabei stark verändert. In Internetcafés, den sogenannten *wangba*, zeigte sich dieser Trend schon früh. Einst waren sie zentrale Treffpunkte für jugendliche Gruppen, die dort gemeinsam spielten und Online-Gaming als soziales Ereignis erlebten. Laut Liu Fengshu waren Internetcafés in den 2000ern einer der wenigen „third places“, die ein wenig Freiheit, Entspannung, Gleichheit und nicht zuletzt Spaß erlaubten, was sich anderswo im Leben eines chinesischen, vom Schulleben dominierten Jugendlichen kaum finden ließ.¹⁵

Heute ist der Zugang für Minderjährige durch Vorschriften und Kontrollen nahezu unmöglich. Während *wangba* in den 2000er-Jahren noch an nahezu jeder Straßenecke präsent waren, sind sie inzwischen aus dem Stadtbild weitgehend verschwunden. Mit dem Aufstieg einer finanzstarken Mittelschicht verlagerte sich Videospiele zudem zunehmend in den privaten Raum, an den heimischen PC. Ein Großteil der chinesischen Spieler ist zudem ohnehin nur auf mobilen Endgeräten unterwegs (über 95 % spielen auf mobilen Endgeräten, 45 % spielen PC-Spiele und 30 % sind auch gelegentlich auf Konsolen unterwegs).¹⁶

In jüngster Zeit zeichnet sich auch ein neuer Trend ab: sogenannte E-Sports-Hotels (*dianjing jiudian*). Diese bieten Hotelzimmer mit leistungsstarken PCs und professioneller Gaming-Ausstattung. Anders als die stark regulierten *wangba* sind sie für Minderjährige zumindest im Vergleich leichter zugänglich (bspw. mit Erlaubnis der Eltern), wodurch sich neue Grauzonen für jugendliche Spieler eröffnen.

Man sollte der chinesischen Regierung jedoch zugutehalten, dass auch der Verbraucherschutz im Fokus steht. Im Dezember 2023 legte die NPPA einen Gesetzesvorschlag vor, der sich ausdrücklich gegen übergriffige Praktiken wandte, die Minderjährige potentiell abhängig machen, beispielsweise LootBoxen, tägliche Login-Belohnungen oder Verlockungen für Erstkäufer von InGame-Währungen. Nach massiven Kurseinbrüchen der heimischen Videospielentwickler landete der Vorschlag jedoch recht schnell wieder in der Schublade.

Warum gerade Onlinespiele im Zentrum stehen

Dass sich die Regulierung in China so stark auf Onlinespiele fokussiert, ist kein Zufall. Anders als klassische Einzelspieler-Spiele sind die Onlineversionen im chinesi-

15 Fengshu Liu, „It Is Not Merely about Life on the Screen: Urban Chinese Youth and the Internet Café“, *Journal of Youth Studies* 12, Nr. 2 (2009): 167–84, <https://doi.org/10.1080/13676260802590386>.

16 itcodex itcodex, „Chinese Video Game Market Size and Stats“, INLINGO – Gamedev Outsourcing Studios, 17. Februar 2025, <https://inlingogames.com/blog/the-chinese-game-market-statistics-features-restrictions-and-player-profile/>.

schen Kontext nicht nur Freizeitaktivitäten, sondern zugleich soziale Räume, Märkte und Plattformen. Millionen Jugendliche treffen dort aufeinander, tauschen sich aus, bilden Gilden und Communities. Damit sind Onlinespiele nicht nur Unterhaltung, sondern auch Orte der Vergemeinschaftung, in denen alternative Zeitrhythmen und soziale Netzwerke entstehen. Genau darin liegt aus Perspektive von Staat und Partei ihr Risiko.

Die Regulierung von Spielzeit kann somit als Teil einer umfassenderen Strategie gelesen werden, gesellschaftliche Rhythmen zu kontrollieren. Der Staat versucht, Onlinespiele in die zeitpolitischen Logiken von Schule, Arbeit und Produktivität einzupassen. Eigenzeit, die Jugendliche in virtuellen Welten ausleben, wird durch restriktive Zeitfenster zu einer Form von Sozialzeit gemacht. Hier zeigt sich besonders deutlich, was Adam als Konflikt unterschiedlicher Zeitordnungen beschreibt: Die Eigenzeit des Spielens kollidiert mit der Produktionszeit der Ökonomie und der Sozialzeit staatlicher Ordnung.

Darüber hinaus spielen auch ideologische Überlegungen eine Rolle. Games sind nicht nur Räume der Freizeit, sondern auch potenzielle Träger kultureller Narrative. Während einerseits Titel gefördert werden, die patriotische Botschaften transportieren oder „positive Energie“ (*zheng nengliang*) vermitteln, werden andere Inhalte blockiert oder in ihrer Darstellung angepasst. Der Versuch, über Spielzeit hinaus auch Inhalte zu regulieren, unterstreicht den doppelten Zugriff: Kontrolle über Zeit und Kontrolle über Sinn.

Fazit: Eigenzeit in Bedrängnis

Die chinesische Videospiele-Politik illustriert, wie autoritäre Systeme Herrschaft über Zeit-Rhythmen ausüben: Eigenzeit von minderjährigen Jugendlichen wird systematisch beschnitten und in Sozialzeit überführt. Dabei werden, um mit Adam zu sprechen, verschiedene Zeitlogiken hierarchisiert: Die Logik von Produktivität und Lernen wird privilegiert, während Spiel und Erholung delegitimiert werden. Hierdurch werden Resonanzräume zerstört und Entfremdung verstärkt. Stress wird dadurch nicht reduziert, sondern neu verteilt. Minderjährige werden nicht nur zu Objekten staatlicher Zeitpolitik, sondern zugleich in ihren subversiven Praktiken auch zu Subjekten widerständiger Zeitaneignung. Onlinespiele bleiben

damit Schauplatz chronopolitischer Konflikte: ein Kampf um Eigenzeit im Bann autoritärer Staatszeit. Vielleicht aber auch ein Schauplatz der Entwicklung von effektiven Jugendschutzkonzepten.

Literatur

- Adam, Barbara (2005): *Das Diktat der Uhr: Zeitformen, Zeitkonflikte, Zeitperspektiven*. Deutsche Erstausgabe, 1. Auflage. Übersetzt von Frank Jakubzik. Suhrkamp.
- Ballou, Nick / Zendle, David „Clinically Significant Distress“ in Internet Gaming Disorder: An Individual Participant Meta-Analysis“. *Computers in Human Behavior* 129 (April 2022): 107140. <https://doi.org/10.1016/j.chb.2021.107140>.
- Gu, Xiaoxia / Hassan, Norlizah Che / Sulaiman, Tajularipin / Wei, Zhixia / Dong, Jingyi (2024): „The Impact of Video Game Playing on Chinese Adolescents' Academic Achievement: Evidence from a Moderated Multi-Mediation Model“. *PLOS ONE* 19, Nr. 11 e0313405. <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0313405>.
- itcodex, itcodex. „Chinese Video Game Market Size and Stats“. INLINGO – Gamedev Outsourcing Studios, 17. Februar 2025. <https://inlingogames.com/blog/the-chinese-game-market-statistics-features-restrictions-and-player-profile/>.
- Liu, Fengshu.(2009): „It Is Not Merely about Life on the Screen: Urban Chinese Youth and the Internet Café“. *Journal of Youth Studies* 12, Nr. 2 167–84. <https://doi.org/10.1080/13676260802590386>.
- Marx, Karl. *Das Kapital: Kritik der politischen Ökonomie*. Otto Meissner, 1867.
- National Press and Publication Administration (NPPA). 2024 China Game Industry Minor Protection Report“ Released 2024. https://www.nppa.gov.cn/xxfb/ywdt/202412/t20241216_877443.html.
- Nowotny, Helga (1989): *Eigenzeit: Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls*. 1. Auflage. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung*. 3. Auflage. Suhrkamp.
- Spakowski, Nicola (2023): „Der Staat als Zukunftsmacher“. *Zeitpolitisches Magazin* 42, Nr. Zukunft machen – zwischen Dystopie, Utopie und Fahren auf Sicht 13–15.
- Van Rooij, Antonius J. / J. Ferguson, Christopher / Colder Carras, Michelle u. a. (2018): „A weak scientific basis for gaming disorder: Let us err on the side of caution“. *Journal of Behavioral Addictions* 7, Nr. 1 1–9. <https://doi.org/10.1556/2006.7.2018.19>.
- Zendle, David / Flick, Catherine / Petrovskaya, Elena / Ballou, Nick / Xiao, Leon Y. / Drachen, Anders: „No evidence that Chinese playtime mandates reduced heavy gaming in one segment of the video games industry“. *Nature Human Behaviour*, advance online publication, 10. August 2023. <https://doi.org/10.1038/s41562-023-01669-8>.

Lukas N. Eggert,
M.A., LL.M., Eberhard Karls Universität Tübingen



Quelle: wikimedia commons

NADIA GARCIA UND MARTA JUNQUÉ

Es ist an der Zeit, das Recht auf Zeit in Deutschland und weltweit zu verankern

Stellen Sie sich vor, Sie sind ständig unter Zeitdruck, jonglieren Arbeit, Familie und zahlreiche Verpflichtungen ohne eine Pause. Wie viele Leser:innen haben dies in der vergangenen Woche erlebt? Dieses Gefühl ist als „Zeitstress“ oder „Zeitarmut“ bekannt – ein globales Phänomen, das sowohl in Metropolen als auch in ländlichen Regionen auftritt.

Dieser Artikel bietet eine internationale Perspektive auf das „Recht auf Zeit“, basierend auf den umfangreichen Projekten des **Local and Regional Time Network** und der **Time Use Initiative**. Das Netzwerk analysiert Zeitpolitik in verschiedenen Ländern und identifiziert Zeitmangel als zentrale Herausforderung, die Regierungen adressieren müssen, um das Recht auf Zeit als grundlegendes Recht des 21. Jahrhunderts zu etablieren und damit ausreichend Zeit für ein erfülltes Leben zu sichern.

Der Beitrag beleuchtet, wie dieses Recht in unterschiedlichen Regionen konzipiert und umgesetzt wird, und präsentiert zentrale Erkenntnisse der Time Use Week 2025. Diese Veranstaltung widmete sich dem Schutz der Zeit in einer von Künstlicher Intelligenz geprägten Ära und zeigte konkrete Handlungsmöglichkeiten für Entscheidungsträger auf.

Zeitarmut: Ein globales Phänomen moderner Gesellschaften

Obwohl jeder/jedem formal 24 Stunden pro Tag zur Verfügung stehen, ist Zeit keineswegs gleich verteilt. Unsere

Gesellschaften organisieren Zeitpläne und Aufgabenverteilung und bestimmen, wer über Zeit verfügt und wer nicht. Zeit strukturiert den Alltag. Sie beeinflusst individuelles wie kollektives Wohlbefinden. Die Organisation verschiedener Zeitsphären – Erwerbsarbeit, Haus- und Pflegearbeit, Pendeln, Freizeit, Bildung und gesellschaftliche Teilhabe – hat Zeit zu einer Quelle von Ungleichheit und Belastung gemacht. Weltweit zeigt sich ein gemeinsames Muster: Nach Erfüllung der Grundbedürfnisse und bezahlten sowie unbezahlten Verpflichtungen bleibt kaum persönliche Zeit. Die daraus resultierende Angst, „für nichts Zeit zu haben“ oder „nicht mithalten zu können“, wurde von den Vereinten Nationen als Zeitarmut definiert und als strukturelles, nicht individuelles Problem anerkannt.

Die Daten sind eindeutig: In Europa erleben zwischen 20 % und 30 % der Bevölkerung Zeitarmut, in einigen lateinamerikanischen Ländern sind es über 50 %. Besonders betroffen sind Erwerbstätige, insbesondere Frauen, die Beruf und Sorgearbeit miteinander verbinden. Zeitknappheit und zeitbezogener Stress stehen im Zusammenhang mit globalen soziodemografischen und technologischen Veränderungen. Zu den wichtigsten Einflussfaktoren zählen Globalisierung, niedrige Geburtenraten und der steigende Bedarf an Langzeitpflege – laut UN wird bis 2050 ein Viertel der Bevölkerung über 65 Jahre alt sein –, die Doppelbelastung vieler Frauen sowie der rasante Fortschritt von Künstlicher Intelligenz und Digitalisierung, der das

Lebenstempo erhöht und die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit weiter verwischt.

Die Auswirkungen sind gravierend: Verschlechterung der körperlichen und psychischen Gesundheit, Schlafprobleme, Produktivitätsverluste, negative Effekte auf das Bruttoinlandsprodukt, anhaltende Geschlechterungleichheiten und insgesamt eine geringere Lebensqualität. Diese gemeinsame Realität verdeutlicht sowohl die Herausforderungen als auch die Chancen, unsere Zeitznutzung neu zu gestalten, um das Wohlbefinden der Bürger:innen zu verbessern.

Das Recht auf Zeit als neues Grundrecht des 21. Jahrhunderts

Als Antwort auf den globalen Zeitstress hat sich im 21. Jahrhundert das „Recht auf Zeit“ etabliert – verstanden als die reale Möglichkeit, die eigene Zeit ausgewogen und gesund zu gestalten. Die Politisierung von Zeit und die Entwicklung sowie Umsetzung von Zeitpolitik sind essenziell. Zeitpolitik ist das zentrale Instrument, um das Recht auf Zeit zu garantieren und Zeitarmut zu reduzieren. Diese Politik verfolgt vier Kernziele: mehr Geschlechtergerechtigkeit, höhere Produktivität, mehr soziale und ökologische Nachhaltigkeit sowie die Stärkung der körperlichen und psychischen Gesundheit. Sie kann dies erreichen, indem sie die verschiedenen Rhythmen und Zeitpläne des Alltags koordiniert und die Zeit für unterschiedliche Aktivitäten (Arbeiten, Pendeln, Pflegen, Ausruhen usw.) neu verteilt und ausgleicht. Insgesamt kann Zeitpolitik die Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben verbessern, den ökologischen Fußabdruck verringern, die bürgerschaftliche und gemeinschaftliche Teilhabe stärken, die Produktivität steigern, die Geschlechtergerechtigkeit fördern und zu einem gesünderen Leben beitragen.

Zeitpolitik entstand bereits vor über 40 Jahren – insbesondere in Italien und Frankreich in den 1990er Jahren –, inzwischen hat sie sich weltweit verbreitet. Europäische Kommunen und Regionen haben maßgeblich zur Internationalisierung beigetragen und sowohl konzeptionell als auch praktisch Pionierarbeit geleistet. Heute gilt Zeitpolitik, wie auf der *United Nations 2025 Istanbul Innovation Days Konferenz* anerkannt, als zentrales Instrument für urbane Innovation. Ihr Potenzial, strukturelle Herausforderungen zu adressieren, rückt sie ins Zentrum der Debatten über die Städte der Zukunft. Auch globale Foren wie die *United Nations Women CSW69* haben das Recht auf Zeit als neues Recht des 21. Jahrhunderts aufgenommen und Zeit als entscheidenden Faktor für das Wohlbefinden anerkannt. Internationale Institutionen, Regierungen und Expertennetzwerke erkennen zunehmend an, dass die

Organisation von Zeit eine wesentliche Lebensdimension ist und das kollektive Wohlbefinden prägt. Das Recht auf Zeit und die damit verbundenen Politiken sind heute fester Bestandteil der globalen öffentlichen Agenda.

Institutionelle Innovation: Das Local and Regional Time Network

In modernen Gesellschaften spielt das *Local and Regional Time Network* eine zentrale Rolle, da die widerstandsfähigsten Zeitpolitiken bislang von lokalen und regionalen Institutionen entwickelt wurden. Das Netzwerk ist der einzige globale Zusammenschluss von Regierungen, die sich der Zeitpolitik widmen und deren Umsetzung fördern. Seit seiner Gründung im Jahr 2021 wächst das Netzwerk kontinuierlich – ein deutliches Zeichen für das steigende Interesse am Recht auf Zeit und dessen politischer Anwendung. Heute umfasst das Netzwerk 49 Institutionen aus Städten, Metropolen und Regionen weltweit – darunter Barcelona (Spanien), Bogotá (Kolumbien), Braga (Portugal), Buenos Aires (Argentinien), Straßburg (Frankreich), Marmara (Türkei), Mailand (Italien), Trikala (Griechenland), São Paulo (Brasilien) oder Sosnowiec (Polen) – und repräsentiert insgesamt 90 Millionen Einwohner. Die *Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik* ist Teil des Vorstands und setzt sich für die Ausweitung von Zeitpolitik in Deutschland und im deutschsprachigen Raum ein.

Das Netzwerk zeigt, dass das Streben nach dem Recht auf Zeit weltweit geteilt wird und verschiedene Verwaltungen neue Funktionen, Rollen und Politiken schaffen, die Zeit ins Zentrum der Raumplanung stellen. Umsetzung und Ausgestaltung der Zeitpolitik variieren jedoch je nach historischer Entwicklung, Interessen und regionalen Bedürfnissen. Regionen teilen Initiativen zur Sicherung des Rechts auf Zeit, entwickeln aber auch eigene Ansätze. Zeitpolitik ist eine Querschnittsmaßnahme, die von den Zielen Gesundheit, Produktivität, Gleichstellung und Nachhaltigkeit geleitet wird. Politische Prioritäten beeinflussen das Hauptziel jeder Region: Manche Städte fokussieren sich auf die Reduzierung von Ineffizienzen wie städtischer Überlastung, andere auf die Entlastung von Menschen mit Doppelbelastung, wieder andere auf die Verbesserung des Wohlbefindens durch die Anerkennung von Erholung als Gesundheits- und Produktivitätsfaktor.

Die wichtigsten Zeitpolitiken auf globaler Ebene

Die *Time Academy 2025*, das Trainingsprogramm für Netzwerkmitglieder, hat die wichtigsten Zeitpolitiken identifiziert, die derzeit von lokalen Regierungen umgesetzt werden. Die Analyse gliedert sich in mehrere Handlungsfelder rund um das Thema Zeit. Die am weitesten verbreiteten Initiativen betreffen die Organisation von Arbeitszeiten –

etwa Telearbeit, flexible Arbeitszeiten oder die verkürzte Arbeitswoche – sowie die Förderung von Geschlechtergerechtigkeit und Mitverantwortung bei der Zeitznutzung. In Ländern, in denen Zeitpolitik noch im Entstehen ist, wie der Türkei oder Polen, ist der Umsetzungsgrad noch gering, das Wachstumspotenzial jedoch groß. Darüber hinaus werden Zeitpolitiken im Bereich nachhaltige Mobilität und Dienstleistungen für Teilhabe und Bürgerbetreuung umgesetzt, wenn auch in geringerem Maße. Zunehmend rückt auch die Steuerung von Nachtzeiten (einschließlich Freizeit und Nachtarbeit) sowie Initiativen zu Chronobiologie und zirkadianen Rhythmen in den Fokus. Insgesamt unterstreicht die Time Academy das wachsende Engagement für Zeitpolitik in Europa, dem Mittelmeerraum und Lateinamerika.

Gleichstellungsabteilungen sind häufig die Haupttreiber von Zeitpolitik, doch zunehmend werden diese Maßnahmen auch in Präsidial-, Stadtplanungs- oder sozioökonomische Abteilungen integriert, was auf eine fortschreitende Institutionalisierung und Mainstreaming hindeutet. Besonders in Lateinamerika gewinnt Zeitpolitik im Zusammenhang mit Gleichstellung an Bedeutung. Ein herausragendes Beispiel ist Bogotá, das 2025 zur *World Capital of Time Policies* gewählt wurde – nach Straßburg, Bozen und Barcelona in den Vorjahren – und damit die erste lateinamerikanische Stadt mit dieser Auszeichnung ist. Bogotá war Vorreiter bei der Einführung des Care Blocks-Systems, das Betreuungspersonen Ausbildung, Beschäftigungsmöglichkeiten und wichtige Dienstleistungen bietet, und veranstaltete ein internationales Forum zur Zeitznutzung von Frauen. Parallel dazu unterzeichnete die *Time Use Initiative 2025* eine Absichtserklärung mit UN Women für Lateinamerika und die Karibik, um das Recht auf Zeit in Gleichstellungsstrategien zu stärken.

Wie die *Local and Regional Time Agenda* hervorhebt, zeigen Länder und Regionen mit längerer Erfahrung in der Umsetzung von Zeitpolitik – wie Italien, Frankreich oder Katalonien – ein breiteres und vielfältigeres Spektrum an zeitbezogenen Initiativen. Die innovativsten Zeitpolitiken zielen darauf ab, die Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Privatleben zu verbessern, die Klimakrise, soziale Ungleichheiten und Mobilitätsprobleme integriert anzugehen, die Bürgerbeteiligung und demokratische Qualität zu stärken und Zeitkonflikte rund um die Nacht zu steuern, wobei die Komplexität des nächtlichen Ökosystems berücksichtigt wird. Die Erfahrung zeigt, dass Zeit ein bereichsübergreifendes Element ist, das viele Bereiche der öffentlichen Politik beeinflusst. Ihre Steuerung erfordert einen ganzheitlichen Ansatz und eine starke institutionelle Verankerung. Bemerkenswert ist, dass 29 Mitglieder des Netzwerks die Position des Time Chief Officer einge-

führt haben, der für die Querschnittlichkeit der Zeitpolitik und die Verankerung des Rechts auf Zeit im Zentrum der Governance verantwortlich ist.

Das Recht auf Zeit im Zeitalter der Künstlichen Intelligenz

Die Ergebnisse der *Time Academy* zeigen ein wachsendes Interesse der Regierungen an Digitalisierung und Künstlicher Intelligenz im Kontext der Zeitpolitik. Digitale Innovation, Datennutzung und der Einsatz von KI-Technologien werden als Prioritäten für eine effizientere, partizipativere und gerechtere Zeitsteuerung betrachtet. Digitalisierung und KI sind nicht mehr nur technische Hilfsmittel, sondern strukturierende Faktoren, die Zeitarmut und deren Bekämpfung neu definieren können. Die elfte Ausgabe der Time Use Week unter dem Titel DAS RECHT AUF ZEIT IM ZEITALTER DER KÜNSTLICHEN INTELLIGENZ bot einen zentralen Rahmen, um diese Debatten zu vertiefen und die Zukunft der Zeitpolitik zu gestalten.

Die *Time Use Week* ist die internationale Leitveranstaltung, bei der politische Institutionen, soziale Organisationen, Unternehmen, Forschende und Bürger aus aller Welt zusammenkommen, um eine bessere soziale Organisation der Zeit voranzutreiben. Die diesjährige Ausgabe, geprägt vom digitalen Zeitalter und der Beschleunigungskultur, die uns dazu drängt, schneller zu leben, zu produzieren und zu konsumieren, konzentrierte sich auf die Analyse der Herausforderungen und Chancen, die Digitalisierung und KI für das Zeitmanagement bieten. Eine der wichtigsten Schlussfolgerungen war, dass Technologie die Zeitznutzung verbessern und mehr Freizeit schaffen kann, sofern sie nach sozialen und ethischen Kriterien eingesetzt wird. Viele Innovationsprozesse sind jedoch ausschließlich auf Effizienz ausgerichtet und übersehen das transformative Potenzial von KI und digitalen Werkzeugen zur Verringerung von Zeitarmut. Es ist daher notwendig, die Zielsetzung der Digitalisierung neu zu definieren und sicherzustellen, dass Prinzipien des Rechts auf Zeit und des sozialen Wohlbefindens vollständig integriert werden. Städte müssen insbesondere Daten erheben und Algorithmen entwickeln, die darauf abzielen, die Zeitznutzung derjenigen zu verbessern, die sie am meisten benötigen; Effizienz darf nicht das einzige Kriterium sein.

Experten betonten während der *Time Use Week*, dass die Linderung von zeitbezogenem Stress eine kollektive Herausforderung ist und nicht allein durch Technologie gelöst werden kann. Ob wir künftig mehr oder weniger Freizeit haben werden, hängt von gesellschaftlichen Entscheidungen ab. Dazu gehört, gemeinsam zu vereinbaren, wie Arbeitszeit reduziert und umverteilt werden

kann, Werkzeuge zu entwickeln, die eine effizientere und gerechtere Verteilung von Haus- und Pflegearbeit ermöglichen, intelligente Mechanismen für koordinierte und flexible Mobilität zu fördern und eine Debatte über die Verbesserung von Erholung und Schlaf im digitalen Zeitalter zu eröffnen. Darüber hinaus müssen soziopolitische Beteiligungsprozesse digitalisiert und die digitale Kluft verringert werden.

Moderne Gesellschaften sind von einer Beschleunigungskultur geprägt, die durch Digitalisierung verstärkt wird und Erschöpfung sowie Unbehagen erzeugt. Die *Time Use Week* kam zu dem Schluss, dass es zur Sicherung des Rechts auf Zeit und des sozialen Wohlbefindens im digitalen Zeitalter essenziell ist, Langsamkeit, Erholung und die Qualität der Zeit wiederzugewinnen. Ziel ist es nicht, Dinge schneller zu erledigen, sondern besser: digitale Diätpraktiken einzuführen, die Fähigkeit zur Entkopplung zu stärken und die Zeit ausgewogener zu gestalten – im Einklang mit dem menschlichen Rhythmus. Die Veranstaltung unterstrich die Bedeutung der Konsolidierung und Ausweitung bestehender Zeitpolitiken, die nachweislich positive Auswirkungen auf das tägliche Leben der Menschen haben.

Zusammenfassend erfordert die Beseitigung von Zeitarmut und die Sicherung des Rechts auf Zeit im digitalen Zeitalter drei zentrale Handlungsfelder: die Neuausrichtung technologischer Innovationen auf zeitliches Wohlbefinden, Gleichheit und Nachhaltigkeit; die Ausweitung und Stärkung von Zeitpolitik in mehr Kommunen, Institu-

tionen und Unternehmen sowie die Förderung eines tiefgreifenden kulturellen Wandels, der auf menschlichem Rhythmus, Zeitqualität und dem Wert von Erholung und persönlicher Zeit basiert.

Fazit: Auf dem Weg zu einem globalen Recht auf Zeit in Deutschland und weltweit

Das Recht auf Zeit hat sich als zentrales Grundrecht des 21. Jahrhunderts und als wichtiges Instrument zur Bewältigung globaler Herausforderungen wie Zeitstress und Zeitarmut etabliert. Städte und Regionen weltweit – angeführt vom *Local and Regional Governments Time Network* – zeigen, dass Zeitpolitik das tägliche Leben durch mehr Wohlbefinden, Gleichstellung und nachhaltige technologische Innovation verändern kann. Zeit ist ein öffentliches Gut, das kollektive Steuerung erfordert. Das Time Network steht für globale Dynamik, institutionelle Innovation und die Verankerung des Rechts auf Zeit im Zentrum künftiger Politiken. In den kommenden Monaten sind deutsche Städte und Verbände aufgerufen, Zeitpolitik zu priorisieren und dem Netzwerk beizutreten, um das Wohlergehen in Deutschland und weltweit zu stärken.

Nadia Garcia und Marta Junqué

TIME Use Initiative und

Sekretariat des Local and Regional TIME Network

Microsoft Copilot. KI-gestützte Textbearbeitung. Microsoft, [Abrufdatum 5. 12. 2025]. Verfügbar über: <https://copilot.microsoft.com> – Text nachbearbeitet durch Dietrich Henckel und Susanne Schroeder
Der Originaltext ist unter der Rubrik „Ausgewählte Artikel lesen“ beim ZpM 47 nachzulesen.

Sie sind noch nicht Mitglied der DGfZP?

So können Sie Mitglied werden:

Das Antragsformular finden Sie auf www.zeitpolitik.org.

Oder senden Sie Ihre Anmeldung per Post an die Geschäftsstelle der DGfZP:

Prof. Dr. Dietrich Henckel | Holsteiner Ufer 28 | 10557 Berlin

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 75,00 €, ermäßigt 40,00 €.

Er ist zu überweisen auf das Konto Zeitpolitik e.V. bei der Postbank Berlin,

IBAN: DE 83 1001 0010 0533 0481 05 · BIC: PBNKDEFF

Die DGfZP ist als Gemeinnütziger Verein anerkannt.

Aus der DGfZP

JÜRGEN KLUNKER

Jahrestagung DGfZP Darmstadt 2025

Tagungsbericht

Am 21. und 22. November 2025 fand die 24. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik statt, zusammen mit der Schader Stiftung, der evangelischen Hochschule Darmstadt und dem Institut für Zukunftsfragen IZGS im Schader Campus in Darmstadt. Das Motto lautete: „Engagement braucht Zeit – Gesellschaft braucht Engagement“. Die Idee zu dieser Tagung stand schon länger auf der Planungsliste der DGfZP, das Konzept entstand im Frühjahr dieses Jahres in Kooperation zwischen dem Vorstand der DGfZP und der Schader-Stiftung.

Mit dem Begriff „Engagement“ ist, um es genauer zu fassen, „Zivilgesellschaftliches Engagement“ gemeint, also eine Tätigkeit, die freiwillig und gemeinschaftlich in der Freizeit außerhalb von Familie und Beruf ausgeübt wird, die nicht auf materiellen Gewinn abzielt und die im öffentlichen Raum stattfindet. Sie ist am Gemeinwohl orientiert, auf einen gemeinschaftlichen sozialen Zweck ausgerichtet oder darauf, anderen Menschen zu helfen.

In mehreren Vorträgen wurde deutlich gemacht, dass das zivilgesellschaftliche Engagement eine bedeutende Rolle in Deutschland spielt, wie auch aus dem jüngsten Sechsten Freiwilligensurvey (FWS) der Bundesrepublik hervorgeht, nach dem aktuell 36,7 % der deutschen Bevölkerung älter als 14 Jahre an irgendeinem Freiwilligendienst im Jahr 2024 teilgenommen haben. Diese Zahl ist zwar gegenüber der Erhebung vor fünf Jahren etwas zurückgegangen, von 39,6 auf 36,7 %, aber dennoch weiterhin hoch. Es handelt sich immerhin um 29 Millionen Menschen in Deutschland, die freiwillig tätig sind. Der Grund für den Rückgang war einer der Diskussionspunkte unserer Tagung. Zeitkonflikte stellen den Hauptgrund dar, weshalb Engagement nicht ausgeübt werden kann.

In ihrem Übersichtsvortrag zu Beginn der Tagung stellten *Karin Jurczyk* und *Ulrich Mückenberger* die aktuelle Situation der gesellschaftlichen Engagement-Arbeit vor. Dabei wurde hervorgehoben, dass eine genderspezifische Schieflage das Bild beherrscht: Obwohl Männer und Frauen etwa in gleichem Umfang freiwillig soziale Arbeit leisten, sind die Bereiche der Tätigkeiten sehr

unterschiedlich. Männer bevorzugen die Arbeit im Technischen Hilfswerk THW und bei der freiwilligen Feuerwehr, in Sportvereinen und im Katastrophenschutz. Speziell für das Engagement beim THW gibt es gesetzliche Regeln für die Freistellung von der Erwerbsarbeit mit Weiterbezahlung des Arbeitsentgelts und Weiterbezahlung der Sozialbeiträge der Renten und der Krankheitsvorsorge sowie der betrieblichen Altersvorsorge. In einigen Bereichen wird wenigstens eine Haftpflichtversicherung gewährt. Ganz anders sieht es für Frauen aus: Hier wird das zivilgesellschaftliche Engagement nicht durch flankierende Maßnahmen wie beim THW honoriert, sondern als Freizeitbeschäftigung betrachtet. Es wird mit zweierlei Maß gemessen. Zivilgesellschaftliches Engagement fügt sich oft nicht einfach in die Struktur geregelter Normalarbeitsverhältnisse ein. Was ist eigentlich ein „Notfall“, der eine solche Ausnahme rechtfertigt? Wer definiert das „öffentliche Interesse“, von dem die Anwendung des damit verbundenen Sicherungsprogramms abhängt?

Welcher Zusammenhang besteht zwischen Zeitpolitik und Freiwilligenarbeit? Zeitpolitik ist die bewusste Gestaltung von sozialen Zeitstrukturen mit dem Ziel, individuellen und gesellschaftlichen Zeitwohlstand zu ermöglichen und dabei ein größtmögliches Maß an Zeitgerechtigkeit zu erreichen. Die zeitpolitische Gestaltung des zivilgesellschaftlichen Engagements war die zentrale Frage der Tagung, und die Antworten darauf sind vielfältig. Besonders bunt wurde das Bild durch die Erfahrungsberichte von bürgerschaftlich Engagierten aus verschiedenen Engagement-Feldern. Diese Berichte stellten einen sehr lebendigen Teil der Tagung dar.

In vier parallelen Arbeitsgruppen berichteten in drei aufeinanderfolgenden Sessions zwölf Personen aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern von ihren Erfahrungen, zum Beispiel aus der Kinderbetreuung, der Bergwacht, der freiwilligen Feuerwehr, der Kommunalpolitik, der Arbeit mit Geflüchteten, der Betreuung von Sportgruppen und dem Engagement für die Engagierten – das Spektrum des zivilgesellschaftlichen Engagements ist sehr breit gefächert. Dabei wurde deutlich, dass das staatlich geforderte

und geförderte Ehrenamt, zu dem man berufen werden kann, eine spezifische Form des Engagements ist. Häufig wird aber der Begriff Ehrenamt und die Bezeichnung „ehrenamtlich Tätige“, die ursprünglich für Schöffen, kommunalpolitische Ämter wie Bürgermeister und ähnliche gegolten hat, im alltäglichen Sprachgebrauch auch für Freiwillige im sozialen Einsatz wie Bergwachtleute etc. verwendet, was zu Verwirrung führt. Denn die mit einem Ehrenamt verbundenen Privilegien, wie zum Beispiel Freistellung von der Erwerbsarbeit, Anrechnung auf die Rentenanwartschaft oder Ersatz von Begleitkosten wie Fahrtkosten und Verpflegungskosten werden für die meisten freiwilligen Tätigkeiten nicht gewährt, obwohl es hier oft um Dienstleistungen geht, die eigentlich, nach Meinung vieler Bürgerinnen und Bürger, von der öffentlichen Hand erbracht werden müssten.

In seinem Vortrag über die Verwendung von Zeit stellte *Michael Vilain* die Erhebungen des statistischen Bundesamts zur Zeitverwendung vor, aus denen hervorgeht, dass durchschnittlich 25 % der täglichen Zeit prinzipiell „frei“ für Engagement wären, also nicht gebunden sind durch Erwerbs- und häusliche Sorgearbeit sowie Schlafen und Essen. Allerdings zeigt eine andere Analyse, dass diese Freizeit überwiegend durch die Beschäftigung mit sozialen Medien, TV und Streamingdiensten „verbraucht“ wird.

Wenn man dieses Verhalten zu Gunsten von zivilgesellschaftlichem Engagement verändern will, müsste man die Motivation hierfür verbessern. Eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung zum Beispiel auf 30 Wochenstunden, die in die Diskussion gebracht wurde, würde aber nicht automatisch zu mehr Engagement führen, denn es könnte sein, dass die so gewonnene zusätzliche Freizeit mit dem Handy oder Laptop „verplempert“ wird. Den freiwilligen Sozialdienst durch finanzielle Anreize attraktiver zu machen, wäre auch nur bedingt erfolgversprechend, denn die Motivation für solche Tätigkeiten wie zum Beispiel für einen Vorlesedienst für Kinder ist meistens nicht primär durch Geld zu verstärken. Viele sozial engagierte Menschen „brennen“ für ihren Dienst und halten eine wie auch immer gestaltete Bezahlung eher für eine Missachtung ihres Engagements.

Im Vortrag „Ein Recht auf Zeit für Engagement“ von *Karin Jurczyk* wurde die Kernforderung der DGfZP nach einem Recht auf Zeit anhand des Optionszeitenmodells veranschaulicht. Ihr Plädoyer für „atmende Lebensläufe“ mittels Optionszeiten setzt an die Stelle der derzeitigen starren Regelungen von Normalbiografien und Normalarbeitsverhältnissen ein Recht auf Zeit für andere gesellschaftlich relevante Tätigkeiten. Im Kern steht hier die Sorgearbeit – sowohl im privaten Rahmen für An- und Zu-

gehörige als auch im öffentlichen Rahmen als „Sorge für die Gesellschaft“, d. h. für freiwilliges Engagement.

Dieses Optionszeitenmodell bietet in anschaulicher Form ein tatsächlich individuelles Ziehungsrecht auf Zeit für gesellschaftliche Aufgaben, das an alle Erwerbstätigen in gleichem Maß vergeben wird, so dass die derzeitige Ungerechtigkeit bei der Zeitverwendung für Sorgearbeit der Frauen im Vergleich zu Männern vom Ansatz her behoben wird. Damit wäre eine wichtige Aufgabe der Zeitpolitik, nämlich die Behebung der derzeit fragmentierten, komplexen, intransparenten und ungleichen Freistellungsregelungen in Angriff genommen. Ein allgemeines Recht auf Zeit für zivilgesellschaftliches Engagement wäre ein Fortschritt, denn es würde allen ermöglichen, sich sozial zu engagieren und dabei insbesondere soziale Schieflagen zu mildern.

In der folgenden Diskussionsrunde wurde die ungleiche Vergütung für die verschiedenen Arten von zivilgesellschaftlichem Engagement genauer beleuchtet. Der Einsatz der freiwilligen Feuerwehr bei einem Notfall hat offensichtlich einen höheren Stellenwert in der öffentlichen Wahrnehmung als die freiwillige Betreuung von Kleinkindern in einem Nachbarschaftsprojekt. Was ist ein sozialer Notfall? *Ulrich Mückenberger* stellte in seinem Vortrag den normativen Rahmen und die damit verbundenen Defizite vor, die das Engagement von Männern und Frauen sehr ungleich belasten.

Ein ganz anderer Zugang zu einem bürgerschaftlichen Beitrag zum Gemeinwohl ist das Projekt „Stadtmacher“ der Stadt Herzberg/Elster, das der Verschönerung und Verbesserung des Lebens in dieser Stadt dient und von *Stephanie Kuntze* vorgestellt wurde. Sein Motto lautet: „Engagement ist Zeit. Und Zeit ist eine Frage politischer, sozialer und organisatorischer Strukturen – nicht nur individueller Motivation“. Wie wurde dieses Motto in die Wirklichkeit umgesetzt? Die Stadt bildet Bürgerräte, die zu verschiedenen Themen wie Marktgestaltung oder Radwegenetz Maßnahmen ausarbeiten, die dann von der Stadtverwaltung umgesetzt werden. Die Teilnehmer:innen der Bürgerräte werden durch Losverfahren bestimmt.

Auf diese Weise wird ein niederschwelliger Einstieg in ein bürgerschaftliches Engagement angeboten, der auch von Eltern kleiner Kinder, die ja eigentlich gar keine Zeit haben, und von gut integrierten Einwanderern, die ja eigentlich noch nicht so richtig dazu gehören, genutzt wird, denn sie sind ja „gefragt“ worden. Gerade diese Menschen bestätigen dann, dass ihr Engagement eine große Bereicherung ihres alltäglichen Lebens darstellt, mit der sie nicht gerechnet hatten und durch die sie sich

aufgewertet fühlen, auch wenn sie dafür freie Zeit aufbringen mussten. Das Verfahren ist inzwischen in der Gemeindefassung in Paragraphen gegossen worden, damit Kontinuität gewahrt werden kann.

Im Abendvortrag von *Jana Friedrichsen* ging es vor allem um die Wertigkeit von Zeit, etwa um die Frage, ob und wie die Zeit für freiwillige Sorgearbeit der Zeit für Erwerbsarbeit gleichgestellt werden könnte, zum Beispiel durch Anrechnung auf die Rentenanwartschaft oder durch Absenkung der Wochenarbeitszeit zugunsten von mehr Wahlfreiheit für soziale Tätigkeiten. Unsere Leistungsgesellschaft belohnt Leistung im gewerblichen Bereich, wie kann man es erreichen, dass Leistungen im Freiwilligendienst auch gesellschaftlich anerkannt werden? Dabei ist zu bedenken, dass eine Professionalisierung des zivilgesellschaftlichen Engagements zwar wünschenswert im Sinne des Kompetenzerwerbs ist, aber nicht zur Konkurrenz mit beruflichen Hilfsdiensten führen sollte. Die Frage nach einer irgendwie gearteten Vergütung für zivilgesellschaftliches Engagement tauchte jedenfalls in den Diskussionen während der Tagung immer wieder auf, da Zeit ein kostbares Gut ist in unserer Erwerbsgesellschaft, sie wurde aber auch durchaus kontrovers diskutiert.

Fritz Reheis gab zu bedenken, dass die herrschende Wirtschaftsweise räuberisch mit der Lebenszeit der Menschen umgeht und eine Umverteilung von Zeit eine Zeitpolitik erfordert, die auch die Demokratisierung von Arbeit, von Konsum und von Naturnutzung in Betracht zieht. Er verlangt mehr Mitbestimmung am Arbeitsplatz

und vollständige Transparenz der Konsumwelt einschließlich Abfallrecycling und Kreislaufwirtschaft, was schließlich eine grundsätzlich andere Politik für unsere Gesellschaft erfordern würde.

Fazit: Engagement braucht Zeit – Gesellschaft braucht Engagement. Das Motto der Tagung war gleichzeitig ihr Ergebnis. Den stärksten Eindruck hat vielleicht die Schilderung der Bürgerbeteiligung in Herzberg hinterlassen; dort ist ein sichtbar erfolgreiches kommunales Experiment mit einer neuen Form der Beteiligung im Gange, das als Vorbild für viele Kommunen dienen kann. Die Vielfalt der zivilgesellschaftlichen Engagements bietet auch vielfältige Lösungsmöglichkeiten für die Zeitprobleme der Freiwilligenarbeit.

Allerdings ist die Setzung von geeigneten Rahmenbedingungen vor allem zur Beseitigung der Nachteile für engagierte Frauen eine Aufgabe der Zeitpolitik auf allen Ebenen der Gesellschaft. Dies wiederum setzt ein Umdenken voraus im Hinblick auf die Wertigkeit von Zeit für Freiwilligenarbeit; aus der Dualität von (Erwerbs-)Arbeit und Leben sollte im öffentlichen Bewusstsein eine Trias von Erwerbsarbeit, Sorgearbeit und Leben werden. Denn Sorgearbeit (Care) als Engagement ist nicht nur für das Individuum, sondern für die Gesellschaft als Ganzes lebenswichtig und sollte – so eine Forderung auf der Tagung – gleichwertig neben der Erwerbsarbeit stehen.

*Jürgen Klunker,
Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik*

KARIN JURCZYK

Das Dritte Optionszeitenlabor

Veranstaltungsbericht

Am 25. und 26. Juni 2025 veranstaltete die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik, namentlich Karin Jurczyk und Ulrich Mückenberger, in Kooperation mit der Bundesstiftung Gleichstellung ein weiteres Optionszeitenlabor in Berlin, diesmal mit dem Fokus auf Zeit für zivilgesellschaftliches Engagement. Zum dritten Mal diskutierten Wissenschaft, Verbände, Kirchen, Gewerkschaften, Unternehmen miteinander, um grundlegende Annahmen des Optionszeitenmodells (OZM) auch aus der Perspektive von Praxis und Politik genauer zu beleuchten.

Im OZM ist zivilgesellschaftliches Engagement systematisch mitgedacht – und zwar im Kontext des sogenannten Carezeitbudgets von sechs Jahren. Denn dies ist nicht nur für Sorge im privaten Kontext vorgesehen, sondern explizit auch für „Social Care“, d. h. für „Sorge für die Gesellschaft“. Dahinter stehen zwei Überlegungen: Care soll erstens aus dem privat-familiären Kontext „ent-bunden“

werden, weil es eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe ist, und zweitens gibt es im persönlichen Umfeld vieler gar keine Personen, um die sie sich kümmern müssen oder möchten. Sie wollen sich aber durchaus engagieren und ohne dieses Engagement könnte die Gesellschaft ebenso wenig überleben wie ohne persönliche Sorge.

Den „SchöpferInnen“ des Optionszeitenmodells geht es also um ein Recht auf Zeit auch für Engagement. Und wie immer geht es auch hier um gleichstellungspolitische Ziele, dass also alle Geschlechter den gleichen Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe im Ehrenamt haben. Prof. Claudia Vogel von der Hochschule Neubrandenburg, ausgewiesene Expertin in Sachen zivilgesellschaftliches Engagement, analysierte dies auf Basis empirischer Untersuchungen wie dem Fünften Freiwilligensurvey und dem Vierten Engagementbericht. Überraschend deutlich wird, dass sich die Engagementquoten von Frauen und Männern 2019 nahezu angeglichen haben – bei einem entgegen aller Unkenrufe insgesamt deutlichen Anstieg des Engagements! –, allerdings Unterschiede in den geschlechtsspezifischen Aufgaben, die in verschiedenen Lebensbereichen übernommen werden, ebenso bestehen bleiben wie die geschlechtshierarchische Verteilung von Leitungsfunktionen. Männer üben häufiger als Frauen sehr zeitintensives Engagement aus, was auf die Zeitbindung von Frauen durch Familien- und Sorgearbeit hinweist. Die intersektionale Analyse zeigt, dass es weitere Schwellen zum Zugang zu Engagement gibt wie Bildung, Migrationshintergrund, Armut und Behinderung. Bei einer Aufschlüsselung nach Bildung und Geschlecht falle auf – so Vogel –, dass Frauen mit geringerer Bildung den deutlich geringsten Anteil freiwillig engagierter Personen darstellen. Deshalb sei politischer Wille für Gleichstellung im Engagement notwendig. Diversität im Engagement aus der Geschlechterperspektive wurde durch Impulsgeber:innen abgebildet: Kirsten „Kiki“ Hasenpusch, die stellvertretende Geschäftsführerin des FC Bayern München e.V. und stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Sportjugend dsj, Astrid Siemes-Knoblich, Bürgermeisterin a.D., Beraterin und Gründerin von „Go! female“, Elisabeth Redler von Omas gegen rechts München, Delal Atmaca, Geschäftsführerin und Mitbegründerin des Dachverbandes der Migrantinnenorganisationen (DaMigra e.V.) sowie Kathrin Wahnschaffe-Waldhoff, Sozialwissenschaftliche Studienleitung Studienzentrum der EKD für Genderfragen.

Es entwickelte sich eine differenzierte Diskussion zum passenden Begriff des Engagements, zur Unterscheidung von sozialem und politischem Engagement, zur Altersverteilung u. a. m. So sind Frauen im jüngeren Alter etwas stärker freiwillig engagiert als Männer, während es sich im höheren Alter umdreht. Es zeigt sich weiter, dass das freiwillige Engagement von Frauen häufiger im Initiativbereich erfolgt, weniger im klassischen Vereinsengagement wie bei Männern. Insgesamt fällt auf, dass

weniger Personen sich verpflichtend binden und langfristige Verantwortung im Ehrenamt übernehmen, sondern mehr zeitliche Flexibilität wollen. Befruchtet wurden diese Diskussionen durch Impulse von Daniela Broda vom Deutschen Bundesjugendring, Nadine Haegeli vom Deutschen Roten Kreuz sowie Ana-Maria Trasnea (schriftlich) vom Technischen Hilfswerk Landesvereinigung Berlin, Brandenburg, Sachsen-Anhalt über ihre Erfahrungen mit Freistellungspraxen für Engagement.

Vor diesem Hintergrund wurden viele konkrete Fragen diskutiert, die eng mit dem Optionszeitenmodell verknüpft sind: ob der Begriff des Social Care nicht zu schwammig sei, ob die Integration des Engagements in das Carezeitbudget sinnvoll und die veranschlagte Zeit von insgesamt sechs Jahren ausreichend sei, welche Mindestdauer des Engagements pro Woche oder Jahr notwendig sei, um seine Operationalisierung im Modell handhabbar zu machen und wie bürokratiearme und niedrigschwellige Nachweise erbracht werden können. Durchaus konträr wurde diskutiert, welches Engagement monetär und sozialversicherungsmäßig abzusichern sei. Ulrich Mückenberger wies am Beispiel des privilegierten Katastrophenschutzes, einer männlichen Domäne, immer wieder darauf hin, dass solche Absicherungen möglich seien: Hier hätten gesellschaftlich anerkannte „Notfall“-Definitionen ein Geschlecht. Es blieb die Frage im Raum, warum (Social) Care nicht als gesellschaftlicher „Notfall“ für alle anerkannt werde.

Wie bei den vorangegangenen Laboren auch wurden in den Diskussionen keine abschließenden Ergebnisse erzielt, aber der Ertrag für eine konkretisierende Weiterentwicklung des Modells durch ko-produziertes Wissen deutlich. Deutlich wurde einmal mehr, dass das Optionszeitenmodell durch eine kohärente Gleichstellungspolitik auf vielen Ebenen begleitet werden muss. Mit diesem Labor wurde das aktuelle Format der Optionszeitenlabore vorläufig abgeschlossen. Derzeit wird gemeinsam mit der Bundesstiftung Gleichstellung, der wir für die gute Zusammenarbeit danken, überlegt, wie ein Transfer der Ergebnisse der drei Labore gerade auch in den politischen Prozess aussehen kann, der von allen Beteiligten als notwendig angesehen wird. Auch wenn diese Labor-Etappe abgeschlossen wird, geht die Arbeit am Optionszeitenmodell als konkretem Beispiel einer expliziten Zeitpolitik in der einen oder anderen Weise weiter. Mitmacher- und Denker:innen sind gesucht!

Dr. Karin Jurczyk,
Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik

Projekte und Veranstaltungen

Zentrum für neue Sozialpolitik

ZEIT · RÄUME

Berlin, Beginn: September 2025

Am 16. September 2025 eröffnete das Zentrum für neue Sozialpolitik mit einem Roundtable das Projekt ZEIT·RÄUME. Im Mittelpunkt standen die Vorstellung des Thesepapiers „ZEIT: 12 Perspektiven auf eine vernachlässigte Ressource“ und eine Diskussion mit Mareice Kaiser, Prof. Dr. Harald Welzer und Dr. Franziska Dorn, moderiert von Moritz Rüppel.

Mit ZEIT · RÄUME soll Zeit als eigenständige politische Ressource ins Zentrum gerückt werden, vergleichbar mit Bildung, Kapital oder Infrastruktur. Zeitpolitik bedeutet nicht nur, Ungleichheiten abzubauen, sondern auch, Potenziale freizusetzen: für wirtschaftliche Dynamik, gesellschaftliche Resilienz und individuelle Freiheit. Sie fragt: Wie können Menschen wieder mehr Einfluss auf ihre Lebenszeit gewinnen? Welche institutionellen Voraussetzungen braucht es, damit Erwerbsarbeit, Sorgearbeit, gesellschaftliches Engagement und Freizeit in Balance kommen? Und wie können digitale Technologien und organisatorische Innovationen tatsächlich Freiräume schaffen, anstatt sie zu verschlingen? Diesen und weiteren zeitpolitischen Fragen geht das Projekt des Zentrums für neue Sozialpolitik nach.

Das Projekt ZEIT · RÄUME verfolgt drei zentrale Ziele:

1. Zeitarmut sichtbar machen. Es soll gezeigt werden, wie unterschiedlich Zeit verteilt ist und wie stark sie über Chancen und Lebensqualität entscheidet.
2. Zeitwohlstand als gesellschaftliche Ressource begreifen. Zeit darf nicht länger nur als Effizienzfrage oder Vereinbarkeitsthema behandelt werden, sondern muss in den Kern politischer Steuerung rücken.

3. Impulse für eine zukunftsfähige Zeitpolitik geben, indem Debattenräume, die über sektorale Logiken hinausgehen, geöffnet werden und Zeit in Verbindung mit Gerechtigkeit, Freiheit, Innovationskraft und Wohlstand gedacht wird.

Das Projekt will Akteur:innen aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft zusammenbringen und Veranstaltungen dienen nicht nur der Präsentation von Impulsen, sondern verstehen sich auch als Resonanzräume, in denen Ideen weiterentwickelt und in den politischen Diskurs eingespeist werden. So wird ZEIT · RÄUME zu einer Plattform, die Erkenntnisse in Handlungsoptionen übersetzt.

Parallel dazu werden qualitative Einblicke in den Alltag von Menschen, die Zeitknappheit besonders stark erleben, gesammelt. Mit Zeittagebüchern, Interviews und Fotoreportagen werden ihre Perspektiven dokumentiert: Wie verdichtet sich Zeit im Alltag? Welche Spielräume fehlen? Und wo eröffnen sich dennoch Chancen? Die Tagebücher sollen erfahrbar machen, dass Zeitarmut kein individuelles Versagen ist, sondern eine strukturelle Frage – und geben der Debatte ein menschliches Gesicht.

zentrum-neue-sozialpolitik.org/projekt/zeit-raeume/

Stadt nach acht 2025

Zeitgeist & The Future of Nightlife

Berlin, 27. – 29. November 2025

Bericht:

Die achte Ausgabe der internationalen **Stadt nach acht**-Konferenz fand vom 27. bis 29. November in Berlin statt. Die Ankündigung auf der Webseite formuliert den Anspruch:

„Auch im Jahr 2025 bietet unsere Konferenz mit über 200 nationalen und internationalen Speaker:innen und rund 50 Panels genau die Plattformen, um aktuellen Trends und Entwicklungen in Clubkultur, Nachtökonomie, Gesundheit und Sicherheit sowie der Nachtstadtentwicklung nachzuspüren. Nicht zuletzt geht es um die Reflexion

von Möglichkeiten und Bedingungen für ein sicheres, sozial inklusives, kulturell diverses und wirtschaftlich wie ökologisch nachhaltiges Nachtleben in unseren Städten.“ (<https://2025.stadt-nach-acht.de/>)

Die Konferenzserie, eine der bedeutendsten internationalen Veranstaltungen in diesem Bereich, wurde in Berlin gegründet und findet seit einigen Jahren abwechselnd in Berlin und einer anderen deutschen Stadt statt. Sie ist ein zentraler Ort für Information und Austausch rund um das Nachtleben – zu ökonomischer und kultureller Bedeutung, Erscheinungsformen, Entwicklungen, Gefahren, Konflikten, regulativen und planerischen Bedingungen sowie Fragen der Governance. Die vielfältigen Themen sprechen ein breites Publikum an: Clubbetreiber:innen, Musikproduzent:innen, Eventmanager:innen, Fachleute aus Drogenberatung und Awareness, Nachtbeauftragte in den Städten (leider zu wenig aus der kommunalen Verwaltung), Politik, Wissenschaft (Forscher:innen zur Nacht in der Stadt), Beratung und mehr.

Wer sich über das Nachtleben in Städten und alle damit verbundenen Aspekte informieren oder den Austausch mit Akteur:innen aus unterschiedlichen Bereichen suchen möchte, ist auf diesen Konferenzen gut aufgehoben.

Ich selbst habe mich viele Jahre mit dem Thema Nacht in der Stadt beschäftigt (vgl. auch die DGfZP-Tagung 2017 „NachtGestalten“: https://zeitpolitik.org/wp-content/uploads/2022/03/DGfZP_jt2017_flyer.pdf) und war dieses Jahr zum dritten Mal bei der **Stadt nach acht**-Konferenz dabei. Die Konferenz behandelt einen zentralen Teil der städtischen Nacht, aber eben nur einen Teil. Gerade aus der Perspektive des Nachtlebens wird deutlich, wie stiefmütterlich die Nacht in der kommunalen Praxis meist behandelt wird.

Als Einzelteilnehmer:in kann man aus dem vielfältigen Programm nur wenige Veranstaltungen besuchen. Dennoch zog sich durch alle besuchten Panels der Anspruch auf ökonomische, soziale und ökologische Nachhaltigkeit, Diversität und Inklusion, Sicherheit in verschiedenen Dimensionen, Sicherung öffentlicher Räume, Diskussionen zur Prekarität großer Teile der Nachtkultur und die vielfältigen Veränderungen (z. B. verändertes Nutzerverhalten nach Corona, Digitalisierung). Ein wissenschaftlicher Beitrag zeigte am Beispiel Berlin, wie bedeutend die Nachtkultur direkt und indirekt für die Attraktivität und Ökonomie der Stadt ist. Besonders eindrucksvoll waren Praxisberichte aus neun Städten im Rahmen eines UR-BACT-Projekts, dem ersten EU-finanzierten Städtenetzwerk zur Nachtökonomie.

Der dritte Tag war ganz Georgien und der dortigen Nachtkultur gewidmet.

Neben dem fachlichen und informellen Austausch bot die Tagung auch Nebenevents wie Führungen über das RAW-Gelände (ehemaliges Reichsbahnausbesserungswerk) und in eine Vinylschallplattenproduktion.

Der Erfolg der Tagungen, die breite Teilnehmerschaft und die Entwicklung der Beiträge zeigen – ebenso wie die wachsende Zahl von Beratungsinstitutionen, Netzwerken und wissenschaftlichen Veröffentlichungen –, wie sehr das Thema an Aufmerksamkeit gewinnt. Dennoch wird die Nacht insgesamt und die Nachtkultur speziell, nicht nur in ihrer kulturellen, sondern auch in ihrer ökonomischen Bedeutung, weiterhin unzureichend wahrgenommen und in Fragen der Governance stiefmütterlich behandelt.

Prof. Dr. Dietrich Henckel

Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik

43. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Zukünfte der Gesellschaft

Mainz, Johannes-Gutenberg-Universität, 28.09.–02.10.2026

Der 43. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie widmet sich den Zukünften der Gesellschaft. In einer Zeit tiefgreifender globaler Transformationen – von der Klimakrise über Kriege, den Anstieg des Autoritarismus, den soziodemografischen Wandel bis hin zum zunehmenden Einsatz Künstlicher Intelligenz in vielen Lebensbereichen – stellt sich die Frage nach denkbaren, erwünschten und gefürchteten Zukünften drängender denn je.

Das Kongressthema rückt die soziologische Reflexion über Zukünfte der Gesellschaft erneut in den Fokus. Es zielt darauf, die Soziologie als Zukunftswissenschaft in doppelter Hinsicht zu aktivieren: als Disziplin, die Zukunft als Gegenstand empirisch und theoretisch untersucht, und als Fach, das selbst zukünftige Entwicklungen imaginiert, prognostiziert und modelliert. Der Kongress lädt dazu ein, die Soziologie nicht nur als beschreibende und analysierende Disziplin zu begreifen, sondern auch als eine, die Perspektiven auf alternative Entwicklungen und Utopien eröffnen kann.

soziologie.de/aktuell/news/zukuenfte-der-gesellschaft

Themenpapier: soziologie.de/fileadmin/user_upload/kongress/2026/Themenpapier_Zukuenfte_der_Gesellschaft.pdf

Marmara Urban Forum

vom 1.– 3.10. 2025

Tagungsbericht

Die DGfZP ist institutionelles Mitglied im Board des *Local and Regional Governments Time Network*, einem von der *Barcelona Time Use Initiative* organisierten Netzwerk zur Etablierung eines Rechts auf Zeit unter der Barcelona Deklaration zur Zeitpolitik. Das *Local and Regional Governments Time Network* wurde zur Teilnahme am Marmara Urban Forum in Istanbul vom 1. bis 3. Oktober 2025 eingeladen. Das Marmara Urban Forum ist eine große, alle zwei Jahre stattfindende Konferenz für urbane Transformation und nachhaltige Stadtentwicklung, veranstaltet im Haliç-Kongresszentrum. Die Konferenz versammelte über 500 Vortragende aus 50 Ländern sowie rund 8.000 Teilnehmende (mit einer signifikanten Repräsentanz von Frauen) und bot ein breites thematisches Spektrum, das von soziokulturellen Aspekten über Kunst bis hin zu technokratischen Fragen der Stadtverwaltung reichte. Besonders hervorzuheben war der exzellente Organisationsgrad: Von einer umfassenden Konferenz-App über Simultanübersetzungen bis hin zu einer lückenlosen Betreuung durch Volunteers und einem professionellen 24-Stunden-Support für die Vortragenden.

Inhaltlich trug die DGfZP durch zwei Formate zum Programm bei: ein Vortrag in der Session „Urban Basics: Right to Time“ sowie die Moderation und Teilnahme am Roundtable „Tick-Tock, Tick-Tock: Time Use Policies at the Local Level“. Die Beobachtungen vor Ort ließen Rückschlüsse auf den aktuellen Rezeptionsstand der Zeitpolitik im globalen urbanistischen Diskurs zu. Trotz der facheinschlägigen Expertise des Auditoriums in Fragen der Stadtplanung zeigte sich, dass die Kategorie „Zeit“ als politischer Gestaltungsraum für einen Großteil der an-

wesenden Praktiker:innen und Wissenschaftler:innen ein Novum darstellte. Eine im DGfZP-Vorstand antizipierte Diskrepanz zwischen theoretischem Anspruch und praktischer Anwendungskompetenz erwies sich als unbegründet; vielmehr bestand ein primärer Bedarf an begrifflicher und konzeptioneller Grundlagenarbeit. In der Keynote lag der Fokus folglich auf der theoretischen Herleitung:

1. Die Konstituierung von Zeit als Gegenstand politischer Intervention.
2. Die Analyse zeitpolitischer Wirkmechanismen im Alltags- und Lebensverlauf sowie auf lokaler und gesellschaftlicher Ebene.
3. Die Definition und Implikation des „Rechts auf Zeit“.

Der anschließende Roundtable diente der Darstellung konkreter Implementierungsstrategien. Aufgrund der Absage der Vertretung aus Bogotá konzentrierte sich das Panel – besetzt mit akademischer und planerischer Expertise aus Madrid und Barcelona sowie Berichten aus Rennes und Mailand – auf den europäischen Raum. Das interdisziplinäre Feedback – unter anderem aus den Bereichen der Musikwissenschaft sowie der Stadtplanung – verdeutlichte, dass die Verknüpfung der Dimensionen Raum und Zeit im aktuellen Planungsdiskurs oft noch ein Desiderat darstellt.

Für die DGfZP bot das Forum die Gelegenheit, das Thema als relevante gesellschaftliche Ressource zu positionieren und die internationale Sichtbarkeit der Organisation im wissenschaftlichen und kommunalen Netzwerk kostenneutral zu stärken.

Björn Gernig,

Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik

Friedrich-Ebert-Stiftung

Eltern in der Rushhour des Lebens entlasten: Die Dynamische Familienarbeitszeit

Online-Veranstaltung, 26.11. 2025

Bericht

Die Vorstellung und Diskussion einer neuen FES-Analyse zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf fand am 26.11.2025 als Online-Veranstaltung statt. Anwesend waren u.a. die Autoren der Studie „Eltern in der Rushhour des Lebens entlasten: Die Dynamische

Familienarbeitszeit“ Prof. Dr. Martin Bujard, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) und Dr. Leonie Kleinschrot, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) sowie Jasmina Hostert, Mitglied des Deutschen Bundestages und Marc Gärtner, Bundesforum Männer e.V.

Nach einer kurzen Begrüßung durch *Catrina Schläger* von der Friedrich-Ebert-Stiftung wurden die zentralen Erkenntnisse aus der Studie und das Modell der Dynamischen Familienarbeitszeit sowie daraus resultierende Handlungsbedarfe von den Autoren vorgestellt. Moderiert wurde die Veranstaltung durch *Vanessa Kiesel* (FES).

Dr. Leonie Kleinschrot stellte die Hintergründe und die daraus entstehenden Fragen der neuen FES-Analyse vor. Sie zeigte, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf Eltern mit Kleinkindern vor große Herausforderungen stellt. So verdichten sich Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Sorgeverantwortung zu einer Gesamtarbeitszeit von durchschnittlich 62 Stunden pro Woche in dieser Lebensphase, der „Rushhour des Lebens“, was häufig zu Stress führt. Weiterhin hob sie hervor, dass Sorgearbeit zwischen den Geschlechtern ungleich verteilt ist und gleichzeitig die tatsächlichen Erwerbszeiten von Eltern deutlich von ihrem gesellschaftlich bevorzugten Ideal (FReDA/Welle¹) abweichen. Väter wünschen sich, weniger zu arbeiten, während Mütter gerne mehr arbeiten möchten. Das führt nicht nur zu einer ungleichen Verteilung von Sorgeverantwortung, sondern auch zu geringeren Einkommen und fehlender ökonomischer Unabhängigkeit für Frauen. Eltern wünschen sich in Folge mehr Zeit und eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Dr. Martin Burjard stellte einen Lösungsansatz als Vorschlag für eine lebensphasenspezifische Zeitpolitik vor. Das Modell der „Dynamischen Familienarbeitszeit“ orientiert sich an den tatsächlichen Bedürfnissen von Familien und ihrem Wunsch nach partnerschaftlicher Arbeitsteilung, den Arbeitszeitidealen junger Menschen und den realen Fürsorgezeiten in der Rushhour. Sie soll Eltern von Kindern bis zum 4. Lebensjahr eine bessere Balance zwischen Familie und Erwerbstätigkeit ermöglichen. Eltern sollen in dieser Zeit einen Pauschbetrag erhalten, wenn sie in einem vorgegebenen zeitlichen Korridor zwischen 25 und 32 Stunden pro Woche arbeiten, welcher dynamisch mit dem Alter des Kindes ansteigt.

Ziele der „Dynamischen Familienarbeitszeit“ sind u. a., Zeit für Fürsorge und Bindung in der Familienphase, stärkere Fürsorgebeteiligung der Väter und eine partnerschaftliche Aufgabenteilung zu ermöglichen. Frauen sollen stärker bei der Erwerbsarbeit gleichgestellt und ökonomisch abgesichert werden. Eine bessere Vereinbarkeit könnte u. a. positive Auswirkungen auf die Umsetzung weiterer Kinderwünsche der Eltern (Geburtenrate) haben. Finanzielle Kosten sowie längerfristige gesellschaftliche Vorteile (Rentenabsicherung, Steuereinnahmen) wurden

aufgezeigt. Die Autoren sehen im Modell der Dynamischen Familienarbeitszeit eine attraktive Zukunftsvision für jüngere Generationen.

Jasmina Hostert als Sprecherin für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend der SPD-Fraktion im Bundestag befürwortete den Vorschlag einer dynamischen Anpassung der Familienarbeitszeiten. Bisherige Lösungen für eine höhere Erwerbsbeteiligung von Frauen und Vereinbarkeit orientieren sich vor allem am Ausbau von Betreuungsangeboten und daran, viel zu arbeiten. Doch Frauen stecken trotz allem immer noch in einer Teilzeitfalle, selbst dann, wenn die Kinder bereits aus dem Haus sind. Bei den bisherigen Lösungen und derzeitigen Forderungen nach Einsparungspotentialen im Bundeshaushalt besteht eine Finanzierungslücke. Sie begrüßt daher das Modell, da dieses genau den Nerv der Zeit trafe und finanziell auf lange Sicht für Entlastung im Finanzhaushalt sorgen würde. Sie sieht daher gute Chancen für eine politische Diskussion.

Marc Gärtner vom Bundesforum Männer e.V. sieht kleine Fortschritte in den bisherigen politischen Lösungen, da fast die Hälfte der Väter bereits Elternzeit nehme und bei vielen Männern der Wunsch nach mehr Zeit für Fürsorgetätigkeiten da ist. Allerdings muss diese Debatte neu entfacht werden, da immer noch vorhandene Normen für eine Vollerwerbstätigkeit von Männern als Ernährer der Familie eine große Rolle spielen. Er begrüßt das Modell ebenfalls.

Zum Schluss der Diskussion wurden einige Fragen aus dem Chat aufgenommen. U. a., warum nur Zeiträume bis zum 4. Geburtstag in diesem Modell berücksichtigt wurden. Den Autoren der Studie geht es in diesem Zusammenhang vor allem um einen realistisch umsetzbaren Zeitrahmen.

Auf die Frage, ob auch Pflegezeiten in diesem Modell eine Berücksichtigung finden könnten, verwiesen die Autoren darauf, dass Pflegezeiten eine andere Rahmung und ein eigenes Modell benötigten.

Um einen Rechtsanspruch auf eine dynamische Familienarbeitszeit durchzusetzen, bräuchte es vor allem betriebliche Veränderungen wie ein Vorbildverhalten von Führungskräften und eine direkte Thematisierung in Mitarbeitergesprächen. Über betriebliche Tarifverträge sollten ebenfalls Anreize für eine Inanspruchnahme geschaffen werden.

Die Studie wurde im Internet veröffentlicht: <https://collections.fes.de/publikationen/download/pdf/1926223>

Elke Großer,

Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik

1 FReDA: Das familiendemografische Panel.
<https://www.freda-panel.de/FReDA/DE/Startseite.html>

Neue Literatur

Bitte senden Sie Informationen über Ihre Veröffentlichungen an elke-grosser@t-online.de

Veröffentlichungen von DGfZP-Mitgliedern

Beiträge von DGfZP-Mitgliedern in in Sammelbänden, Zeitschriften, Podcasts u. a.

Friederike Beier (2025):

Zeiten der Sorge. Ökofeministische Zeitpolitik und die Temporalitäten von more-than-human-care.

In: Zeitschrift für Soziologie (50) 10, 1-21.

<https://doi.org/10.1007/s11614-025-00591-9>

Yvonne Lott, Svenja Pfahl, Carolin Deuflhard, Ricarda Scholz, Hanna Völkle (2025):

Wir erwarten mehr: Zeit für eine entschlossene Gleichstellungspolitik.

FES-Impuls, Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn.

<https://www.fes.de/themenportal-gender-jugend/artikelseite/wir-erwarten-mehr-zeit-fuer-eine-entschlossene-gleichstellungspolitik>

Hartmut Seifert (2025):

Wahlarbeitszeiten – eine Alternative zu kollektiven Arbeitszeitverkürzungen?

In: Wirtschaftsdienst, 105. Jahrgang, 2025, Heft 10, S. 732–737.



Stefan Boes

Die zeitintelligente Organisation

2026

Freiburg: Haufe Verlag

Unsere Arbeitswelt ist geprägt von vollen Terminkalendern, hohem Tempo und ständiger Erreichbarkeit. Zeitintelligente Organisationen rücken dagegen Fokussierung, Sinnhaftigkeit und Gesundheit in den Mittelpunkt. Sie verstehen Zeit nicht nur als Werkzeug zur Effizienzsteigerung, sondern als sozialen Erfahrungsraum, der wirksame und wertschöpfende Arbeit ermöglicht.

Stefan Boes entwickelt einen humanistischen Ansatz der Arbeitsgestaltung, der gerechte und tragfähige Zeitstrukturen schafft, soziale Verantwortung ernst nimmt und Raum für vertrauensvolle Zusammenarbeit schafft. Das Buch liefert wissenschaftliche Erkenntnisse, Praxisbeispiele und Empfehlungen für eine zukunftsfähige Arbeitszeitkultur. Es stellt ein strukturiertes Modell für eine nachhaltige Arbeitszeitkultur vor, welches betriebliche und individuelle Bedürfnisse berücksichtigt. Zeitintelligente Organisationen schaffen damit die Grundlage für etwas, das viele Menschen vermissen: gelebten Zeitwohlstand. (Verlagstext)



Walter Theiler

Wie sich unser Alltag langsam beschleunigte

2025

Berlin: europabuch.

Mit diesem Buch begeben wir uns auf eine Reise durch die Geschichte, bei der wir uns systematisch durch alle Bereiche des Lebens bewegen und deren Entwicklung betrachten. Stück für Stück wird uns vor Augen geführt, wie sich durch Bedürfnisse, geschichtliche Ereignisse und technische Errungenschaften das Leben aller vereinfacht, aber auch beschleunigt.

Die Entdeckungsreise beginnt im Haushalt und führt über die Küche und das Wohnzimmer zur Wäsche. Beschleunigung findet sich bei Schönheit, Kosmetik, Mode und Kleidung, bei Fortbewegung und Kommunikation. Auch vor den Bereichen Kultur, Freizeit, Sport und Bildung macht sie keinen Halt.

Alltägliches kann schneller und mit weniger Anstrengung erledigt werden, das Leben nimmt an Fahrt auf. Immer neue Aufgaben kommen hinzu und die Zahl der zu treffenden Entscheidungen erhöht sich. Vielfach entsteht Zeitstress.

Zeit wird gespart, aber wofür? Füllen wir sie mit neuen Aufgaben und Inhalten, oder halten wir inne? Diese Frage muss jeder für sich beantworten. *(Verlagstext)*



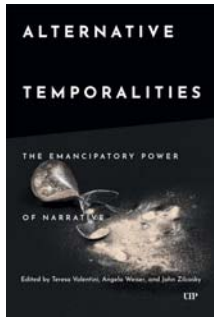
Christian Kupke und Thomas Müller

Klassische Texte zur Zeit

2024

Berlin: Parodos Verlag.

Was ist Zeit? Ist sie absolut oder subjektiv? Hat sich unser Verständnis von ihr über die Jahrtausende verändert, insbesondere mit der Entdeckung der Relativitätstheorie? Dieser Band enthält Texte zur Theorie der Zeit von der Antike bis heute, von Platon, Aristoteles, Plotin, Augustinus, Immanuel Kant, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, Sören Kierkegaard, Arthur Schopenhauer, William L. Stern, Edmund Husserl, Hermann Minkowski, Georg Simmel, Nicolai Hartmann, Hans Reichenbach und Norbert Elias. Außerdem ein Kapitel mit Zitaten vieler weiterer Denker zum Thema. *(Verlagstext)*



Teresa Valentini, Angela Weiser, John Zilcosky

Alternative Temporalities.

The Emancipatory Power of Narrative.

2024

Toronto: University of Toronto Press.

Alternative temporalities have often emerged as a reaction to the normativizing force of time, demonstrating that time can be used as an instrument of power and oppression, but also as a means to resist this very oppression. *Alternative Temporalities* draws on analyses of modern literature to examine this often-neglected role of time. By exploring forms of temporal resistance in artistic representation, such as short stories and novels, that challenge the imposition of colonial, gender, or capitalist temporal orders, the book reveals how storytelling can be an essential tool in questioning and pushing back against coercive temporal structures. The book analyses literary representations of time that challenge dominant temporalities and intersect different disciplines such as gender and sexuality studies, trauma and Indigenous studies, race and identity, and religion. It features narrative analyses proposing alternative embodied experiences of time, focusing on topics including the temporality of the AIDS-affected body, the experience of time in prison, and slowness in opposition to modern acceleration. Ultimately, *Alternative Temporalities* aims to create new theories as well as practices that may foster more diverse and inclusive ways of perceiving and embodying time.

<https://doi.org/10.3138/9781487551933>



OrganisationsEntwicklung

Schwerpunkt: Ticktack

Nr. 4/ 2025

Taktvoll. Ein Wort, das nachhallt – wie ein feines Metronom, das nicht nur misst, sondern Bedeutung verleiht. Und genau darum geht es uns in dieser Ausgabe. Wir widmen uns einem Thema, das im Alltag organisationaler Veränderung oft wie selbstverständlich mitschwingt, aber selten selbst ins Zentrum rückt: der Zeit.

Veränderung braucht Zeit – aber welche genau? Mal scheint sie zu drängen, mal dehnt sie sich unerträglich, mal verpufft sie und dann sitzt sie wieder verkleidet als Geschichte mit am Tisch. Trotz aller Begehrlichkeit, Change folgt keinem Plan, der sich bequem in Phasenmodellen abbilden ließe. Vielmehr verläuft er in Rhythmen, Wendepunkten, Zwischenzeiten – geprägt von Ungleichzeitigkeiten, die Organisationen nicht nur fordern, sondern auch formen.

So widmet sich in diesem Heft unter anderem Frank von der Reith den Paradoxien des Tempos, die Veränderung begleiten, Heiko Kleve der Transgenerationalität von Familienunternehmen und Sebastian Kunert mit Stephan Bedenk der ständig präsenten Ungeduld im Change, während Andrea Capol die Frage stellt, wie Sinn und Zeit in Organisationen miteinander verwoben sind. Otto Scharmer richtet den Blick auf das Potenzial des Moments – und spricht von der Illusion der Insignifikanz als Herausforderung unserer Zeit. Und nicht zuletzt erinnert der Beitrag von Jonas Geißler und Hans Rusinek daran, dass manches Ziel erreichbar ist, wenn man sich Zeit lässt. Langsamkeit als Strategie – ein Gedanke, der heute beinahe subversiv wirkt.

Diese Ausgabe der *OrganisationsEntwicklung* will eine Einladung sein, einen Schritt zurückzugehen und innezuhalten. Sich auf den Rhythmus einzulassen, den jedes Thema, jeder Beitrag, jede These mitbringt. Und vielleicht den eigenen Takt neu zu justieren. Denn eines ist sicher: Auch im Change ist Zeit nie nur das, was verstreicht. Sie ist das, was entsteht – wenn wir ihr Bedeutung geben. (Verlagstext)



Derive No 100

Zeit – Planung und Alltag

Juli–September 2025

Die 100. Ausgabe von *dérive* widmet sich dem Thema Zeit – den langen Linien historischer Entwicklung genauso wie momenthaften Ereignissen. Die Vorstellung vom linearen Fortschritt verkennt, dass der geschichtliche Verlauf keiner determinierenden Logik folgt, sondern als brüchig, ungleich und widersprüchlich verstanden werden muss.

Im Fokus des Heftes stehen zunächst die Aspekte Planung und Alltag. In mehreren Beiträgen wird auf scheinbare Diskrepanzen zwischen der Langfristigkeit großer Planungsvorhaben und langer Entwicklungen und der damit einhergehenden, unumgänglichen Geduld einerseits sowie der Notwendigkeit rasch auf geänderte Voraussetzungen oder Krisen reagieren zu können, andererseits Bezug genommen. Eine tatsächliche Diskrepanz – und darüber ist ebenso im Schwerpunkt zu lesen – besteht darin, dass zwar jede:r von uns jeden Tag aufs Neue 24 Stunden zur Verfügung hat, aber die Verteilung der selbstbestimmten, freien Zeit höchst ungleich ist. Die Taktung des städtischen Alltags folgt keiner synchronen Partitur, sie wird konflikthaft hervorgebracht. (*Verlagstext*)

Empfehlenswerte Neuerscheinungen anderer Autorinnen und Autoren



Karlheinz Muscheler

Das Recht des Todes.

Grundlegung einer juristischen Thanatologie.

2025

Berlin: Duncker & Humblot

Rezension: Das Buch des Rechtsprofessors im Ruhestand Karlheinz Muscheler ist sein opus magnum. Der hohe Anspruch wird schon durch den (Unter)Titel markiert. Es soll eine neue juristische Teildisziplin begründet werden. In der Tat handelt es sich um ein wahrlich enzyklopädisches, im Ergebnis teilweise zwiespältiges Unterfangen, in dem der Autor in einer umfangreichen Einleitung (A) einen Überblick über den „zeitgenössischen Tod“ und die „Philosophie des Todes“ gibt, ehe er nahezu alle Rechtsgebiete durchkämmt mit dem Blick darauf, was sie zu unterschiedlichen Aspekten des Sterbens und des Todes regeln. Die Fülle an Rechtsgebieten zu sortieren und die Grundlegung einer juristischen Thanatologie voranzutreiben, gelingt durch eine geschickte und plau-

sible Systematisierung, die die Kapitelstruktur bildet: „Das Recht gegen den Tod“ (B), „Das Recht auf den Tod“ (C), „Das Recht des Todes: Bestimmung von Tod und Todeszeitpunkt“ (D.), „Das Recht und der Leichnam“ (E), „Das postmortale Persönlichkeitsrecht (F), „Die Enteignung des Toten“ (G), gefolgt von einer kurzen abschließenden Zusammenfassung (H).

Teil A ist lapidar mit Einleitung überschrieben und bietet als Einstimmung in das Thema eine phänomenologische und soziologische Darstellung des „zeitgenössischen Todes“ sowie einen kurzen Überblick über die Philosophie des Todes.

„Das Recht gegen den Tod“ (B) ist mit rund 150 Seiten eines der beiden umfangreichsten Kapitel. Es handelt vom grundsätzlichen Tötungsverbot und seiner Geschichte, der Behandlung des Tötungsverbots im Strafrecht, seinen unterschiedlichen theologischen und philosophischen Begründungen in Bezug auf unterschiedliche Formen der Tötung von der Notwehr über den Mord zur fahrlässigen Tötung und der Behandlung im Strafrecht. Da in vielen Rechtsordnungen die Todesstrafe als angemessene Bestrafung für ein Tötungsdelikt vorgesehen ist, erfolgt in einem Unterkapitel eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Todesstrafe (in der Kirche, in unterschiedlichen philosophischen Richtungen). Das Ergebnis dieser umfassenden Auseinandersetzung ist kurz und knapp: „*Alle Versuche der Rechtfertigung der Todesstrafe sind gescheitert. Wo es aber keinen guten Grund für die Todesstrafe gibt,*

gibt es einen guten Grund gegen die Todesstrafe, nämlich dass es keinen guten Grund für sie gibt. Wenn die Gegner der Todesstrafe mit ihren Argumenten nicht überzeugen, das Scheitern ihrer Befürworter tut es.“ (S. 192)

Allerdings spielt das Tötungsverbot auch für das Zivilrecht und Entschädigungsfragen eine wichtige Rolle – welche Rechte werden dem Getöteten oder seinen Angehörigen zugebilligt. Im Ergebnis kommt der Autor zu dem Schluss, dass die Rechte des Getöteten, vor allem der mittelbar Geschädigten, völlig unzureichend ausgestaltet sind.

Im Kapitel „Recht auf den Tod“ (C) geht der Autor ausführlich auf die Debatten und Regelungen zur Selbsttötung ein – ob es ein genuines Recht einer Person ist oder ob das Tötungsverbot mit unterschiedlichen Begründungen auch für die Selbsttötung gilt und daher unter allen Umständen zu verhindern ist. In der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Ansätzen kommt der Autor zu dem eindeutigen Schluss: *„Es gibt kein grundsätzliches moralisches Verbot der Selbsttötung. Verboten ist sie nur, wenn mit ihr zwingend oder absehbar eine Drittschädigung einhergeht.“* (S. 252). Damit ist für ihn auch – sicherlich nicht unumstritten – verbunden, dass Hilfe erlaubt sein muss. Das gelte folgerichtig auch für die medizinische Suizidbegleitung. Es handelt sich dem bei Recht auf Suizid und Hilfe um Abwehrrechte (die Rechte dürfen nicht verwehrt werden), aber nicht um Anspruchsrechte (man hat keinen Anspruch auf Unterstützung). Selbst eine Ökonomisierung erscheint legitim: *„Dass organisierte Suizidhelfer spezifische eigene Interessen verfolgen, mag sein. Aber verfolgt nicht jeder Anbieter eines sinnvollen ‚Produkts‘ eigene Interessen, ohne dass man deswegen das ‚Produkt‘ aus dem Verkehr ziehen muss?“* (S. 268)

Die gewichtige und umstrittene Frage der Bestimmung des Todeszeitpunktes und die rechtlichen Rahmenbedingungen sind Gegenstand des Kapitels D. Zentrale Probleme sind die Festlegung von Todessubjekt, Todesbegriff, Todeskriterium und Todestest. Vor allem im Zusammenhang mit der Transplantationsmedizin haben sich gravierende Veränderungen ergeben. Die Todesdefinition hat sich vom Herz-Kreislauf-Tod auf den Hirntod verschoben, was nicht unumstritten ist. Bevor es Transplantationen gab, war der genaue Todeszeitpunkt nicht von Bedeutung. Um Organe des Sterbenden zur Transplantation nutzen zu können, ist die genaue Bestimmung des Zeitpunkts entscheidend. Es kommt darauf an, einerseits den Tod so früh wie möglich festzustellen, um die Funktionsfähigkeit der Organe sicherstellen zu können, und andererseits so spät wie möglich, um sicherzugehen, dass der Tod eingetreten ist. Der Autor kommt zu dem Schluss: *„Das neue Hirntodkriterium schafft eine künstliche Eindeutigkeit, die es in menschlichen Angelegenheiten nicht zu geben pflegt.“*

(S. 309) Dieser Paradigmenwechsel hat Folgen von nicht zu unterschätzender Wucht: *„Der transzendenzlose Tod ist nicht mehr Passage, sondern reines Ende. Und je klarer dies wird, umso heftiger tobt der Kampf um das Ereignis des Endes. Weil auf das Ende das Nichts folgt, feilscht man auf der einen Seite mit dem Tod um die letzten Stunden und Tage und bemächtigt man sich auf der anderen Seite des Toten in nie gekannter Rigidität.“* (S. 313) Diese Formulierung beschreibt das Dilemma, nicht aber die Lösung, die bei widerstreitenden legitimen Interessen gefunden werden muss.

„Das Recht und der Leichnam“ (E) ist mit rund 150 Seiten das zweite der sehr umfangreichen Kapitel. Die Thematik reicht von der Frage, ab wann es sich um einen Leichnam handelt, über die Frage, ob es sich dabei um eine Person oder Sache handelt, bis hin dazu, ob es und welche Rechte der bzw. an der Leiche gibt und was daraus folgt. Der Autor ist hier eindeutig: *„In Wahrheit aber ermöglicht einen umfassenden Rechtsschutz des Leichnams nur dessen Qualifizierung als Gegenstand von vererbbaarem Eigentum“* (S. 345). Das wird durchdekliniert u. a. am Totenfürsorgerecht, Fragen der Obduktion, der Transplantation, der Fortpflanzung nach dem Tod (etwa der schwangeren Mutter oder durch die postmortale Nutzung eingefrorener Eizellen oder Spermien), des Bestattungsrechts (Bestattungszwang, Friedhofszwang, Grabnutzungsrechte), Totenkonservierung und Plastination (von Leichen und Leichenteilen zu Lehr- und Ausstellungszwecken – „Körperwelten“).

Das Kapitel über das postmortale Persönlichkeitsrecht (F) beginnt mit der Feststellung, dass zwei extreme Lösungen möglich sind, einmal dass man *„die künstlerischen, technischen, wissenschaftlichen Leistungen, den Namen, das Bild, die Stimme, das Image des Berühmten nach seinem Tod zum öffentlichen Eigentum“* (S. 474) erklärt oder aber *„dass jede Leistung, jeder große Name ausschließlich auf eigener Anstrengung beruht, daher die Früchte auch ausschließlich ihm zustehen und wie das Eigentum ausschließlich auf seine Erben übergehen sollen“* (S. 474f). Zu Recht merkt der Autor an, dass egal, wie man sich entscheidet, die Folgen für die Gesellschaft spürbar sein werden. Der Autor plädiert für einen postmortalen Persönlichkeitsschutz in Analogie zum Urheberrecht und dafür, dass *„die ideellen wie die vermögenswirksamen Bestandteile des Persönlichkeitsrechts auf die Erben“* (S. 535) übergehen sollen, und zwar dauerhaft.

Die Überschrift von Kapitel G nimmt das Ergebnis des Kapitels schon vorweg. „Die Enteignung des Toten“. Diese Enteignung bezieht der Autor auf die Befristung im Urheberrecht und auf die (Ausgestaltung der) Erbschaftsteuer.

Beim Urheberrecht werden weder die unterschiedlichen Typen von „Produkten“ – materielle Kunstwerke, Ideen, Aufführungen, Interpretationen etc. – zum Thema gemacht, noch Parallelitäten zum Patentrecht, das ebenfalls nur einen befristeten Schutz einer Erfindung gewährt, behandelt. Die etwas krude Anwendung ökonomischer Konzepte und eher polemische und nicht fundierte Wertungen hinterlassen den Eindruck einer zu verkürzten Auseinandersetzung mit dem Thema.

Bei der Erörterung der Erbschaftssteuer weist der Autor auf vielerlei Inkonsistenzen und fragwürdige Regelungen sowie Vermeidungsmöglichkeiten und damit eine unzureichende Gestaltung der Erbschaftssteuer hin, sie aber als Enteignung zu beschreiben, führt zu weit. Man könnte gegen seine Position auch die grundgesetzliche Maxime, dass Eigentum verpflichtet, ins Feld führen.

Im Kapitel H „Zusammenfassung“ werden einige Kernpunkte noch einmal pointiert formuliert.

Lücken – Anregungen für Weiterungen

Für die Weiterentwicklung der juristischen Thanatologie oder weitere Auflagen des Buches wären u. a. folgende Sachverhalte einer intensiveren Betrachtung wert:

Im Kapitel zum postmortalen Persönlichkeitsrecht (F) wird zwar ganz kurz auf den digitalen Nachlass eingegangen, aber nicht auf die neueren Entwicklungen von Avataren, die es den Erben ermöglichen, mit der verstorbenen Person auf der Basis ihrer Lebensvorstellungen, schriftlichen und oder mündlichen Äußerungen, Fotos, Filmen, Stimmufzeichnungen etc. weiter virtuell zu kommunizieren. Dabei stellen sich viele Fragen, die u. a. abhängig sind davon, ob die Person den Avatar selbst herstellt, damit etwa die Enkel noch die Möglichkeiten haben, mit dem Großvater zu kommunizieren, oder ob eine Person der nachfolgenden Generation den Avatar (nach dem Tod) herstellt. Offene Fragen sind u. a.: Wer hat die Rechte an dem Avatar, wie werden sie weitergegeben, wer kann über die Abschaltung und Löschung befinden, welche Rolle spielt der Wille des/der Verstorbenen, haben Avatare potenziell „ewiges“ Leben und sollten sie es haben?

Das digitale Leben nach dem Tod ist ein Teil der Longevity-Debatte. Ein weiterer Teilaspekt ist etwa die Kryonik. Im Kapitel über das Recht des Leichnams spielt sie im Zusammenhang mit künstlicher Insemination mit Hilfe eingefrorener Samen- oder Eizellen schon eine Rolle. Wenn es aber um die Leichen oder auch nur deren Köpfe geht, die nach dem Willen der jeweils sterbenden Person eingefroren werden in der Erwartung, dass eines Tages eine Heilungschance für die Krankheit besteht, zu dem dann die Wiederbelebung stattfinden soll, ergeben sich ebenfalls viele Fragen, beispielsweise: Ist der eingefrorene

Körper Person, Leiche und / oder Sache? Muss es Kriterien geben, wie der rechte Zeitpunkt bestimmt wird? Wer befindet darüber – die Erben, Bevollmächtigte, die einfrierende Firma? Was passiert, wenn die einfrierende Firma in Konkurs geht oder übernommen wird? Kann oder soll es Fristen geben? Wie wird in Zeiten extremer Energieknappheit über konkurrierende Nutzungen entschieden? Der Autor formuliert lediglich, dass man „die dauernde Kryokonservierung von Leichen“ wie in den USA zulassen solle (S.450). Diese lapidare Feststellung wird der Brisanz dessen, was möglich ist und passiert, nicht gerecht. Auch hier wird der Selbstbestimmung und der privatrechtlichen Vereinbarung mit der Kryofirma vertraut, ohne die denkbaren langfristigen Folgen auch nur anzureißen.

Zusammenfassende Bemerkungen

Es gelingt dem Autor an vielen Stellen, die unterschiedlichen Positionen herauszuarbeiten, ihre Vor- und Nachteile darzustellen und in der Regel zu einem eindeutigen Schluss zu kommen. Teilweise weist er auch auf Uneindeutigkeiten, Ambiguitäten und Dilemmata hin, die sich nicht ohne weiteres auflösen lassen. Beispielhaft sei das am Abtreibungsrecht erläutert: *„Eine gesetzliche Regelung der Abtreibungsfrage wird immer eine Art Notordnung bleiben mit all ihren Nachteilen: Der Gesetzgeber trifft eine Regelung, die ihm nicht gefällt, um etwas zu verhindern, das ihm noch weniger gefällt, nur um am Ende zu erkennen, dass überhaupt nichts restlos gefallen kann. Welche Rolle er auch immer einnehmen wird, die des strengen Moralrichters, die des auf Kooperation mit der Schwangeren abzielenden Praktikers oder die des resignierenden Melancholikers, stets wird er von ihr enttäuscht sein. Daher pflegt auf diesem Gebiet eine Reform die andere abzulösen, ohne dass eigentliche Fortschritte zu erblicken wären: Die Zahl der Abtreibungen, wenn man sie ehrlich misst, bleibt im Wesentlichen gleich.“* (S.85) Solche Ambivalenzen und Dilemmata gibt es auch an anderen Stellen, an denen sie der Autor deutlich weniger zu akzeptieren bereit scheint – etwa bei der Frage des Eintritts des Todes im Rahmen der Transplantationsmedizin.

Seine Schlussfolgerungen sind auf einer liberalen (teilweise sogar eher libertären) Grundhaltung aufgebaut: Im Zentrum stehen das personale Selbstbestimmungsrecht und die strikte staatliche Neutralität im Zusammenhang mit einer zunehmenden Vielfalt der Bevölkerung. Grundsätzlich scheint der Autor ein großer Freund einer eher uneingeschränkten Eigentumsgarantie und einer Ökonomisierung zu sein. Das zeigt sich beispielsweise, wenn er zum Schutz postmortaler Persönlichkeitsrechte die Kommerzialisierung ihrer Geltendmachung vorschlägt. Auch bei seinem Plädoyer für die kommerzielle Sterbe-

hilfe wird das deutlich. An anderen Stellen vertraut er dem Markt nicht und kommt zu unbelegten Behauptungen, wenn er beispielsweise davon ausgeht, dass nach dem Auslaufen des befristeten Monopols des Copyrights folgendes passiert: *„Die großen Buch- und Musikverlage fluten den Markt mit unkritischen und unästhetischen Editionen, um schnelles Geld zu machen. Und mag auch die ausbrechende Konkurrenz den Preis der Produkte billiger werden lassen, am Ende, wenn erst ein faktisches Oligopol oder Monopol sich etabliert hat, ist er es nicht mehr“* (S. 551). Auch die Behauptung, dass *„ohne Vererbung das Eigentum noch zu Lebzeiten konsumiert statt investiert würde, so würde ohne postmortalen Schutz der Persönlichkeit im Alter niemand mehr nach Ruhm und Ehre, nach einem guten Namen streben...“* (S. 514), ist fragwürdig. Solche zweifelhaften ökonomischen Aussagen und steilen unbelegten Thesen hätte sich der Autor lieber sparen sollen. Der Autor stellt die einzelnen Rechtsgebiete in vielen Verästelungen, mit großer Sachkenntnis, mit beispielhaften Illustrationen an Fällen dar und weist immer wieder auf die Widersprüchlichkeiten und Inkonsistenzen in Rechtsnormen und Urteilen hin. Der Befund von Inkonsistenzen scheint letztlich nicht besonders überraschend, wenn man ein Rechtsgebiet neu etablieren will, das sich aus sehr unterschiedlichen Teilgebieten zusammensetzt, die vor unterschiedlichen Hintergründen entstanden sind und sich nach jeweils eigenen Logiken fortentwickelt haben. Es ist verdienstvoll, mangelnde Fundierungen, Inkonsistenzen und Widersprüche offen zu legen. Aber der Furor, mit dem das geschieht, mit der permanenten Unterstellung von Böswilligkeit und unbelegten empirischen Tatsachenbehauptungen macht die Lektüre auf Dauer immer ärgerlicher: *„Noch überholt in ihrem Relativierungseifer*

wird die Rechtsprechung (zu Mord und Totschlag - DH) durch die Strafrechtswissenschaft. Ihr Geschäft besteht immer mehr darin, der Justiz ihre (nicht vorhandene) Härte nachzuweisen und vorzuwerfen. Sie ist zu einer Strafrechtsreduzierungs- und Strafvermeidungswissenschaft mutiert, angeleitet und befeuert durch eine Kriminologie, die ihren Forschungsgegenstand, das Crimen, für ein Problem der Gesellschaft erklärt. Unbeirrbar schreitet sie fort auf ihrem eingeschlagenen Weg, ihren Forschungsgegenstand abzuschaffen“ (S. 136).

Seine starken Meinungen vertritt der Autor immer wieder nicht nur pointiert, sondern auch aufbrausend und polemisch. Der Autor überspielt seine Meinungsäußerungen dabei teilweise durch elegante sprachliche Taschenspielertricks, die aber auf Dauer der Lektüre immer deutlicher als solche erkennbar werden: *„Das Recht der Toten ist der Tod des Rechts“* (S. 604). Etwas mehr Distanz und Zurückhaltung hätte dem Buch sehr gut getan.

Insgesamt handelt es sich um ein sehr anspruchsvolles, enzyklopädisches Werk, das den Anspruch, eine juristische Thanatologie zu etablieren, durchaus einlöst. Auch wenn man die Positionen und Argumentationen nicht immer teilt, sie teilweise auch für falsch oder überzogen hält, ist das Buch eine sehr gute Grundlage, sich mit allen relevanten Rechtsaspekten rund um Sterben und Tod auseinanderzusetzen. Jedem/r, der/die sich mit den rechtlichen Fragen rund um Tod und Sterben beschäftigen möchte, sei das Buch trotz der genannten Einschränkungen und Ambivalenzen und mit der Aussicht zu lernen und sich zu ärgern uneingeschränkt empfohlen.

*Prof. Dr. Dietrich Henckel,
Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik*



Emanuel Deutschmann
Die Exponentialgesellschaft



Jule Govrin
Universalismus von unten



Zhao Tingyang
Alles unter dem Himmel

Planetare Zeiten: Zeit, Politik und Kultur – Neuere Bücher:

Rezension: Die Zeit selbst ist unsichtbar. Aber weil das Gras gewachsen, der Apfel gereift und die Sonne am Horizont sichtbar geworden ist, schließen wir, dass inzwischen Zeit vergangen sein muss. Nur weil sich in der Welt ständig vieles ändert, macht die Rede von der „Zeit“ überhaupt Sinn. (Manche sagen sogar, die Zeit als solche gebe es gar nicht, sie sei nur eine Konstruktion des Menschen.) Sinnvoll ist es zudem, auch zwischen wiederkehrenden (Sonnenzyklus) und nicht wiederkehrenden Veränderungen (Wachstumsphase eines Grashalms oder Apfels) zu unterscheiden. Was aber folgt eigentlich aus solchen begrifflichen Klärungen für unsere individuelle und kollektive Zeit-Praxis? Auf alle Fälle, dass die Zeit wichtig ist, wenn unsere praktischen Vorhaben gelingen sollen. Alles Weitere aber hängt ganz wesentlich von der Kultur ab, in der wir aufgewachsen sind. Zum Beispiel, ob wir unsere Praxis mehr an der zyklischen oder der linearen Zeit ausrichten.

Wir Europäer haben uns seit rund zwei Jahrhunderten daran gewöhnt, die Zeit zu quantifizieren, zu messen, zu vergleichen. Dabei stößt man immer häufiger auf das besorgniserregende Phänomen exponentieller Veränderungen, also gewissermaßen einer sich beschleunigenden Zeit. Dieses Veränderungsmuster ist weder zyklisch noch linear. Vor diesem Hintergrund hat der Soziologe Emanuel Deutschmann 2025 das Buch **DIE EXPONENTIALGESELLSCHAFT** mit dem Untertitel „Vom Ende des Wachstums zur Stabilisierung der Welt“ vorgelegt. Es gibt einen beeindruckenden Überblick über eine Vielzahl von Exponentialkurven aus allen Bereichen unseres Planeten: der Wirtschaft (Weltproduktion, Welthandel, Geldmengen), der Ökologie (Kohlenstoffdioxidkonzentration, Meeresspiegelanstieg, Plastik-Produktion), der Technik (Mikroprozessoren, Transistoren-Preis, Pflanzen-Patente), von Mobilität und Kommunikation (internationale Reisende,

Fahrzeugexporte, Mobilfunkverträge), der Demografie (Weltbevölkerung, Diabeteserkrankungen, Schlaganfälle) und der sozialen Ungleichheiten (Einkommen, Vermögen, Energieverbrauch). Das fundamentale Problem exponentieller Veränderungen ist, dass sie zwangsläufig irgendwann zu Kontrollverlusten führen, die in den allermeisten Fällen mit sich verschärfenden Krisen und Konflikten einhergehen. Unsere Zukunft werde davon abhängen, so prognostiziert Deutschmann, ob es der Menschheit gelingt, das mit der „Exponentialgesellschaft“ sich rasant verschärfende Ordnungsproblem zu lösen, das sich auf unserem Planeten stellt. Vor diesem Hintergrund skizziert der Autor Leitplanken eines möglichen Weges, der in eine „Post-Exponentialgesellschaft“ führen könnte: Exponentialität erklären! Grenzüberschreitungen sichtbar machen! Stabilisierungskapazität erhöhen! Stabilisierung attraktiver machen! Von Gaia (Erde als Lebewesen) und Medea (Erde als Selbstzerstörer) zu Janus (Erde als doppelköpfiges Wesen)! In einem Interview spricht Deutschmann von der Hoffnung, „dass sich auch stabilisatorische Gegentrends mit exponentieller Geschwindigkeit entfalten können.“

Einer etwas anderen Perspektive auf Veränderungen und damit auch auf Zeit folgt die Sozialphilosophie. Ihr geht es seit dem Anbruch der Moderne in Europa um das Individuum und seine soziale Bezogenheit. In dem ebenfalls 2025 erschienenen Buch **UNIVERSALISMUS VON UNTEN** entwirft die Philosophin Jule Govrin eine „Theorie der radikalen Gleichheit“ (Untertitel). Ihr Ausgangspunkt ist jedoch nicht der Geist oder der Wille des Individuums, um die üblicherweise in Europa sozialphilosophische Diskurse kreisen. Govrin interessiert sich vielmehr für den Körper des Menschen, den sie durch seine Verletzlichkeit beziehungsweise Verwundbarkeit charakterisiert sieht. Diese Verwundbarkeit hänge damit zusammen, dass Menschen von Anfang an in existenzieller Weise wechselseitig voneinander abhängig seien. Ungleichheit müsse deshalb als ungleiche Verwundbarkeit verstanden werden. Und

nicht nur Verwundungen, sondern sogar die Verwundbarkeit werde ökonomisch gezielt hergestellt. Auf der Suche nach einem Weg zu jener radikalen Gleichheit, die als zentrales normatives Leitziel der Aufklärung gilt, setzt die Autorin nicht auf die große Politik, klammert die Politik aber auch nicht völlig aus. Sie betont die Bedeutung der Kommunen und geht dabei ausführlich auf das ursprünglich in Barcelona entwickelte Konzept der „Sorgenden Städte“ ein. Dieses Konzept setze auf „körperliche Gleichheitspraktiken“, auf gelebte Sorgearbeit und Solidarität beim Umbau der Städte (öffentliche Grünflächen, verringerter Autoverkehr), über den Ausbau der sozialen Infrastruktur (Kitas, Familien- und Gesundheitszentren, Pflegestützpunkte, Großküchen, Obdachlosentreffs etc.) bis hin zur kommunalen Wohnraumversorgung (Initiative „Feministisch Enteignen“ in Berlin). Die „Herausforderung für solidarische Praktiken“ liege darin, „Bewusstsein über asymmetrische Beziehungen zu schaffen und den Blick für Ungleichheit zu schärfen“. Gelebte Sorge und Solidarität, traditionellerweise Grundanliegen der christlichen und kommunistischen Moral, finde sich heute auch in Streik- oder Schuldnerbewegungen und in Initiativen gegen Zwangsräumungen – die im Übrigen alle ganz wesentlich von Frauen getragen würden. Dort werde körperlich erfahren, wie es sich anfühlt, aufeinander zu achten, die unterschiedlichen individuellen Lebenssituationen zu berücksichtigen und sich die produzierte Ungleichheit bewusst zu machen, für deren Überwindung man sich zusammengefunden habe. Govrin plädiert für eine „feministische Zeitpolitik“ auf zwei Ebenen: Sie müsse Zeiträume für das Sorgen (inhaltlicher Fokus) wie auch für die kommunale Partizipation (formaler Fokus) schaffen. An einer solchen Zeitpolitik zeige sich einmal mehr, dass Egalität nicht einfach erkannt und beschlossen werden könne. Egalität müsse vielmehr in „kollektiver Umgestaltung von Räumlichkeiten und Zeitlichkeiten“ gemeinsam „eingeübt“ werden.

Ohne den Bezug zum Individuum ganz aufzugeben, aber mit einer klaren Akzentuierung der Gesellschaftlichkeit des Menschen sind viele europäische Autoren seit Langem davon überzeugt, dass der Liberalismus sozial fundiert und damit fortentwickelt werden müsse, wenn seine normativen Errungenschaften Bestand haben sollen. So zum Beispiel der japanische Philosoph Kohei Saito. Saito, der in Berlin studiert hat, wurde in Japan für seine aufseherregenden Veröffentlichungen mit angesehenen Wissenschaftspreisen ausgezeichnet. Sein Buch *CAPITAL IN THE ANTHROPOCEN*, das in Deutschland 2023 unter dem Titel *SYSTEMSTURZ* erschienen ist, wurde in Japan mehr als eine halbe Million mal verkauft. Es basiert auf einer

intensiven Lektüre der Marxschen Schriften, insbesondere jener Texte, in denen sich Marx mit den Konsequenzen des kapitalistischen Wachstumszwangs für die natürlichen Lebensgrundlagen befasst. Der Untertitel „Systemsturz“ fasst die Diagnose des Autors kurz und prägnant zusammen: „Der Sieg der Natur über den Kapitalismus“. Dabei ist für Saito die Zeitdimension entscheidend. Der Beschleunigungszwang, der von der Logik des Kapitalismus ausgehe, zerstöre nämlich systematisch die natürlichen Lebensgrundlagen. Saito plädiert deshalb für die systematische Entschleunigung der Produktion und ihre konsequente Ausrichtung an den Kreisläufen der Natur, verbunden und ermöglicht durch die ebenso konsequente Demokratisierung der Arbeitswelt. Saitos Buch, in dem europäisches und asiatisches Denken zusammenfließen, ist eine Streitschrift für einen „Degrowth-Kommunismus“.

Die wechselseitige Befruchtung europäischen und asiatischen Denkens zeigt sich auch am Ansatz von Zhao Tingyang. Zhao ist Professor für Philosophie an der Chinesischen Akademie der Sozialwissenschaften in Peking und gilt als einer der bedeutendsten chinesischen Philosophen der Gegenwart (Klappentext des Suhrkamp-Verlags). Sein Fokus ist nicht auf das Individuum und dessen Verlangen nach und Recht auf Freiheit und Wohlstand gerichtet, wie es für die europäische Aufklärungstradition typisch ist (obwohl bei Zhao an vielen Stellen Bezüge zu Hegel, Marx und vor allem auch zur modernen Spieltheorie zu finden sind). Zhao Hauptquelle ist vielmehr der Konfuzianismus. Das 2016 auf Chinesisch und 2020 auf Deutsch erschienene Buch *ALLES UNTER DEM HIMMEL* mit dem Untertitel „Vergangenheit und Zukunft der Weltordnung“ geht von einer methodischen Prämisse aus, die die zeitliche Dimension der Welt ins Zentrum rückt: Man müsse im Denken im Vorfeld normativer Fragen (Freiheit, Gleichheit etc.) immer zuerst analysieren, wie der Gegenstand, dem sich das Denken zuwendet und den es verstehen wolle, auf Dauer bestehen könne. Anders gesagt: Das gegenwärtige Sein müsse immer von seinem Geworden-sein her verstanden werden, und das werfe zwangsläufig auch die Frage auf, wie es mit diesem Sein in Zukunft weitergehe. Die liberale Ideologie mit ihrer Fixierung auf das individuelle Ego, so Zhao, habe dabei genauso wenig Bestand wie der Imperialismus, der Technokratismus und auch der existierende Kommunismus. Sie seien nämlich immer auf bestimmte Gegenstände und Räume beschränkt und beruhten auf dem ständigen Bemühen um Ausgrenzung anderer Menschen, Völker, Staaten, Techniken und Ideen. Und Ausgrenzung, so Zhao, führe letztlich zwangsläufig zur Zerstörung der Grundlagen menschlichen Zusammenlebens. Der Tendenz zur Selbstzerstö-

rung, die dem methodischen und ontologischen Individualismus innewohne und der in Europa seinen Ursprung habe, setzt Zhao die Menschheit als solche als normativen Ausgangspunkt entgegen. Er argumentiert, dass nur eine wirklich weltumspannende politische Ordnung auf Dauer existieren und Frieden zwischen den Völkern und mit der Natur schaffen könne. Diese Weltordnung dürfe nicht mit einem Staat herkömmlicher Prägung verwechselt werden. Sie bestehe aus einer politischen Verbindung gleichberechtigter politischer Gemeinschaften, die kein „Außen“ mehr kenne. Sie beruhe auf „Selbstorganisation“ und könne nur durch die „Einladung“ an alle Völker und Staaten, sich ihr anzuschließen, entstehen. Weil Reziprozität nicht nur im Konfuzianismus, sondern auch im Christentum fest verankert sei, habe dieses System eine global anerkennungswürdige, universelle Wertgrundlage. Die Zeitdimension ist für Zhao also in doppelter Hinsicht zentral: als lineare Zeit, die weit in die Vergangenheit und weit in die Zukunft reicht und nur so die Gegenwart verstehbar werden lasse, und als zyklische Zeit sowohl der Kreisläufe der Natur als auch des reziproken Gebens und Nehmens in der Gesellschaft – als Muster

also, das alle Veränderungen „unter dem Himmel“, die Bestand haben, integriere.

Was können wir aus diesen Büchern lernen? Erstens, dass das Bewusstsein über Zeit und Politik zutiefst kulturabhängig ist. Zweitens, dass wir Zeit nicht einfach als quantifizierbare Ressource behandeln sollten, die es zu sparen oder gar zu verwerten gelte. Zeit ist eher das, worauf die „Grauen Herren“ Momos scharf sind und vor denen wir sie schützen müssen. Und drittens, dass Zeit und Veränderung der Welt immer schon innewohnen. Wer sie herauszulösen versucht, zerstört die Welt und das Leben in ihr. Mutigen Leser:innen, die angesichts des Wechselverhältnisses von Zeit, Politik und Kultur in die Tiefe gehen wollen und dabei auch den Blick jenseits des europäischen Diskurses nicht scheuen, sind die Bücher von Deutschmann, Govrin und Zhao ohne Einschränkung zu empfehlen. Die Lektüre hat das Potenzial, jenen Muskel zu trainieren, der uns zum Perspektivwechsel befähigt – eine Fähigkeit, die in vielen Situationen ausgesprochen heilsam ist.

*Prof. Dr. Fritz Reheis,
Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik*

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik Gemeinnütziger e.V.

Geschäftsführender Vorstand:

Prof. Dr. Dietrich Henckel, Berlin (Vorsitz)
Dr. Karin Jurczyk, München (Stellvertretung)
M. A. Elke Großer, Knorrendorf
Björn Gernig, Dipl. Freizeitwissenschaftler,
Bremen

Beratender Vorstand:

Prof. Dr. Uwe Becker, Bochum
Prof. Dr. Christel Eckart, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Ulrich Mückenberger, Bremen
Prof. Dr. Fritz Reheis, Bamberg
Dr. Jürgen Rinderspacher, Hannover
Dr. Susanne Schroeder, Berlin
Dr. Helga Zeiher, Berlin

Geschäftsstelle:

Prof. Dr. Dietrich Henckel
Holsteiner Ufer 28
10557 Berlin
Telefon: (030) 393 45 30
Fax: (030) 314 28 151
d.henckel@isr.tu-berlin.de
d.henckel@zeitpolitik.de

Kontoverbindung: Zeitpolitik e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE 83 1001 0010 0533 0481 05
BIC: PBNKDEFF

www.zeitpolitik.org

Impressum

Das Zeitpolitische Magazin (ZpM) für die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. und für Interessierte im Umfeld erscheint zweimal im Jahr, herausgegeben von der DGfZP. Es steht zum kostenfreien Download auf der Webseite der DGfZP und wird an Abonent:innen per E-Mail versandt. Bestellung und Abbestellung bitte formlos an die Redaktion.

ISSN 2196-0356

Verantwortlich für Inhalt (V.i.S.d.P. und gemäß § 10 Absatz 3 MDStV): Dr. Susanne Schroeder

Redaktion:

Dr. Susanne Schroeder – s.schroeder@zeitpolitik.de
Elke Großer, M. A. – elke-grosser@t-online.de

Satz: Anna von Garnier – www.annavongarnier.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wieder. Das ZpM ist als Gesamtwerk urheberrechtlich geschützt. Das Copyright liegt bei der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V., das Urheberrecht namentlich gekennzeichneten Artikel liegt bei deren Verfasser/innen.

Das Zitieren aus dem ZpM sowie die Übernahme namentlich nicht gekennzeichneten Artikel ist gestattet, solange solche Inhalte keiner kommerziellen Nutzung dienen und die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. als Quelle genannt wird. Die Redaktion bittet um Zusendung eines Belegexemplars.

Das ZpM wird mit größtmöglicher Sorgfalt erstellt; Links auf Webseiten von Dritten werden auf Funktionalität geprüft. Mit Urteil vom 12. Mai 1998, Aktenzeichen 312 O 85/98 „Haftung für Links“, hat das Landgericht Hamburg entschieden, dass man durch die Anbringung eines Links die Inhalte der verlinkten Webseite ggf. mit zu verantworten hat. Dementsprechend distanziert sich das ZpM ausdrücklich von allen Inhalten der Webseiten von Drittanbietern, auf die ein Link gelegt wird. Wir machen uns deren Inhalte nicht zu eigen.

Verletzungen von Urheberrechten, Markenrechten, Persönlichkeitsrechten oder Verstöße gegen das Wettbewerbsrecht auf fremden Webseiten waren nicht augenscheinlich und sind der Redaktion eben so wenig bekannt wie eine dortige Erfüllung von Straftatbeständen.